Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Schwarzgelb.

Roman
aus Oesterreichs letzten zwölf Jahren.

Von

Alfred Meißner.

Erste Abtheilung:

Dulder und Renegaten.

Erster Band.

Berlin, 1862.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Dulder und Renegaten.

Von

Alfred Meißner.

Erster Band.

Berlin, 1862.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Seiner Hoheit

Ernst II.

Herzoge zu Sachsen-Coburg-Gotha

ehrfurchtsvoll gewidmet.

Hoheit!

Hoffentlich wird der Geist der Freiheit, der alle Glieder Oesterreichs zu durchzucken und zu beleben beginnt, nie wieder in jene Atmosphäre verbannt werden, in welcher ein unheilvolles Regierungssystem lebensvolle Völker sich verzehren lassen wollte, um sich vor deren naturgemäßen Kraftentwicklung aus einem verblendeten Selbsterhaltungstriebe durch künstliches Siechthum zu schützen. Hoffentlich gehört jener düstere Zeitabschnitt für immer der Geschichte an und ich wünsche, indem ich Bruchstücke aus jener Epoche zur dichterischen Darstellung bringe und die Irrwege und Abgründe der als falsch erkannten Bahnen beleuchte, zur Erkenntniß begangener Irrthümer beizutragen und dem wiedererwachenden Genius Oesterreichs zu dienen.

Dies Buch, welches sich dieses Ziel gesetzt, widme ich dem deutschen Fürsten, welcher nicht nur immer

der Kunst und Wissenschaft ein Schutzherr gewesen, sondern auch in schwerster Zeit, da der Liberalismus noch nicht, wie heute, Tageston war, der Nation durch Wort und That Muth und Trost zugerufen.

Es sei zugleich der Tribut meiner eigenen dankbaren Erinnerung an die Anregungen Ihrer Hoheit, welche mir oft in hoffnungslosen Stunden das Vertrauen an eine bessere politische Zukunft wiedererweckten.

Prag, Ende Mai 1862.

Alfred Meißner.

Inhalt des ersten Bandes.

Vorwort.

Europa hatte im August des Jahres Achtzehnhundertfunfzig, wo die Handlung unserer Geschichte beginnt — so und nicht Roman möchte ich ein Buch nennen, das durchwegs auf der Unterlage der Thatsachen und des Geschehenen beruht — Europa hatte im August Achtzehnhundertfunfzig zwei Jahre hinter sich, die in der Weltgeschichte nicht ihres Gleichen gehabt hatten. Der Geist des neunzehnten Jahrhunderts hatte sich gegen die alten Staatsordnungen erhoben und unter seinem gewaltigen Flügelschlage bebten die Kronen und stürzten die Throne.

Fast alle Völker Europa's riefen gewaltsam ihre Mündigkeitserklärung aus und wollten fortan ihre Geschicke in die eigene Hand nehmen. Das Phänomen war so neu, so unerwartet, so überwältigend, daß sturmerprobte Staatsmänner, die ein Menschenalter lang am Steuerruder gesessen, sich von ihren Plätzen stoßen ließen und die ältesten Machthaber bestürzt ihre Fahnen senkten. Der moderne Geist hielt seinen Siegeseinzug in die alten Burgen und Schlösser und die Lanzknechte, welche zu deren Vertheidigung dastanden, fielen, von dem wetterleuchtenden Scheine geblendet, wie wehrlos nieder. Alle großen Ideen, die bisher nur in den Büchern der Denker ein geistiges Schein- und Traumleben geführt, stiegen in das Menschengewühl, auf die Straße hinab und sollten die Gegner, welche die Möglichkeit ihrer Verwirklichung geleugnet und bespöttelt hatten, auf's tiefste beschämen. Die physische Gewalt, der die Humanität die bis-

herige Alleinherrschaft entrissen, schien verzweifelnd in ihrer mittelalterlichen Rüstung zum letzten Male zu rasseln, bevor sie sich in das Grab einer gespenstigen Vergangenheit, der sie angehört, hinabstürzte. Mit der feierlichen Anerkennung, daß der Mensch ein zur Freiheit geborenes Wesen, schien zugleich dem religiösen Fanatismus die Brandfackel genommen, mit welcher er Städte und Hütten bedroht, und der wilde Kampf der Unduldsamkeit beseitigt. Wie jeder Einzelne das Recht erhielt, sein irdisches Schicksal mitzubestimmen, so sollte es auch seinem Gewissen freistehen, sich die Leiter zu wählen, auf welcher er zum Himmel hinansteigen wolle. Derselbe Geist der Gleichheit und Brüderlichkeit, der zu Hause zur Geltung gelangt, wollte alle Völkerfamilien mit liebenden Armen umfassen und an die Stelle der zerfleischenden Kriege einen friedlichen Wettkampf der Künste und des industriellen Fortschritts setzen, welchen das ab-

gethane militärische Zeitalter zwar nie zu vereiteln und zu unterdrücken, doch aber oft zu unterbrechen vermocht hatte.

Es ist selbst heute schwer zu beurtheilen, ob das Programm des wiedergeborenen Europa zu phantastisch war und an seiner Unausführbarkeit zu Grunde ging; so viel aber steht fest, daß auch das leichteste, alltäglichste Werk einer Hand mißlingt, welche die Mittel zum Zwecke verkennt und die praktische Geschicklichkeit zur Ausführung nicht besitzt. Europa war damals nicht reif, es kannte die Wege, die zum angestrebten Ziele führen, nicht und ahnte kaum, wie ungebahnt, von wie viel Hindernissen durchschnitten sie seien. Es glaubte in seinem Enthusiasmus, daß das Unternehmen, in's Land der Freiheit zu kommen, eine interessante Lustreise sei, während es ein furchtbarer Alpenübergang ist, ein Hannibalzug, auf welchem die Hälfte derer elend liegen bleibt, welche todesverachtend ausgezogen . . .

Die Enttäuschung war fürchterlich und stand zu dem trunkenen Jubel der vor Kurzem noch flüchtigen Sieger in gleichem Verhältniß. Tausende wurden an sich selbst und ihren Ueberzeugungen irre, es brach manches Herz, als die scheintodte Gewalt wieder ihr Haupt aus dem Staube erhob, den herabgefallenen Helm wieder aufsetzte, das fallengelassene Schwert wieder ergriff und sich ihre Krone wieder holte. Aber noch jetzt gab es Enthusiasten genug, welche die Größe ihrer Niederlage nur halb kannten und ihre ängstlich in die Arme geschlossenen Ideale auf den Ikarusflügeln ihrer Phantasie retten zu können glaubten. Aber sie konnten sich nicht lange in den Wolken halten und taumelten bald wieder auf die Wahlstatt herab . . .

Es war eine böse, schreckliche Zeit, als alle Gespenster, die unter den Ruinen der feudalen Vergangenheit für immer gebannt schienen, wieder erwachten, am helllichten Tage umgingen

und die Sonne am Himmel mit ihren Leichentüchern zu verhüllen suchten, um das ihren Eulenaugen unerträgliche Licht zu entfernen und eine lange endlose Nacht zu haben, weil diese allein ihrer schattenhaften Existenz angemessen ist. Die nackte Macht war Herr der Welt geworden, die geistliche und weltliche Inquisition wieder hergestellt und ein übermüthiges Ritterthum begann die Nachbarschaft des Bürgers zu meiden und sich in den verlassenen Burgen wieder niederzulassen. Es war, wie wenn die Menschheit eine große Völkerwanderung in's Mittelalter zurück wieder antreten müßte . . .

Dieser Zustand, der wie ein Alp auf Europa drückte, mußte sich natürlich bei der großen österreichischen Völkergruppe mit ihren vielen Sprachen, weit von einander abstehenden Bildungsstufen und Stammeseigenthümlichkeiten am grellsten und schärfsten symptomisiren und es wird Denjenigen, die den Schicksalen dieses

Reichs mit Theilnahme gefolgt sind, eine vielleicht nicht unwillkommene Erinnerung sein, ein Gemälde aus jener verhängnißvollen Zeit vor ihren Augen aufgerollt zu sehen.

Oesterreich, ein Staat ohne alle Analogie, bot damals bei seiner Erhebung dem erstaunten Europa das Schauspiel, auf dem politischen Schauplatz Volksstämme erscheinen zu lassen, welche in der Geschichte theils längst verschollen waren, oder deren Namen die Welt beinahe zum ersten Male hörte. Diese, seit langer Zeit friedliche und verträgliche Nachbarn, stellten sich plötzlich, die Farben ihrer Nationalität auf den Fahnen, als Todfeinde gegen einander. Jeder Stamm, selbst der kleinste, wollte nicht nur seinen ethnographischen Ursprung in einer abstrakten Reinheit, die kaum vor tausend Jahren mehr rein vorhanden war, wiederherstellen, sondern erhob auch den Anspruch, auf Kosten aller Uebrigen zur Herrschaft zu kommen. Dieser

Brüder- und Bürgerkrieg, Allen unheilvoll, seblstmörderisch, war jedoch nicht zu vermeiden, wie man zu glauben verführt wäre, wie er der macchiavellistisch großartigen Intrigue, welche ihn leitete, zu Statten kam und den Absolutismus wieder auf's Neue befestigte, denn früher muß der Brandstoff da sein, ehe sich eine verwegene Hand seiner bemächtigen kann, und ebenso mußten hier die Elemente vorliegen, welche sich ihrer Natur nach gegenseitig aufheben und vernichten. Es lassen sich demnach wohl die Motive der betheiligten Parteien vor den Richterstuhl der Vernunft und Gerechtigkeit ziehen, aber die geschehenen Thatsachen waren und bleiben eine historische Nothwendigkeit, ein unvergängliches, aber auch warnungsvolles Nachtstück in den Annalen unserer Epoche . . .

Oesterreich stand wieder gerettet da, aber es stand auf Trümmern. Das fühlte es selbst, als es der Welt das Programm seines Neu-

baues und seiner Verjüngung ankündigte. Dieses Programm war leider das Produkt eines ungeheuren Irrthums, eines um so maaßloseren, je länger die eiserne Consequenz der Durchführung dauerte und der blinde Glaube an die Möglichkeit des Erfolgs währte ... Man begnügte sich nicht, wie anderwärts mit der Reaction gegen die Ausschreitungen der Reformbedürfnisse und deren überstürzte Befriedigung, sondern entschloß sich zur offenkundigen Contrerevolution, ebenso gewaltsam, so radikal nach einer Richtung, wie der kaum niedergeworfene Aufstand der Völker nach der andern, entgegengesetzten. Um diese Politik zu begreifen, kann man nur annehmen, daß die Idee derselben auf dem Schlachtfeld, unter dem Donner der Kanonen geboren und mit der ganzen Erbitterung des Kampfes in's Cabinet hinübergenommen worden sei. Es sollte fortan, um die Ursache der letzten Kriege zu beseitigen, gar keine Nationalitäten mehr geben,

sogar keine historische Ueberlieferung mehr bestehen, an die Stelle der Freiheit ein unbedingter Gehorsam treten und Oesterreich erst vom Tage des betreffenden Decrets datiren . . .

Mit unsäglichen Anstrengungen hatte die Contrerevolution die Durchführung ihrer Aufgabe unternommen und zehn Jahre ausgeharrt, erst oben aber, fast auf dem Gipfel der Vollendung, mußte sie mit Schrecken selbst erkennen, daß der Steinblock, den sie mit so zäher Geduld emporgewälzt, der Stein des Sysiphus gewesen. Sie ließen ihn da aus freien Stücken mit verzweiflungsvollen Händen fahren und er rollte wieder in die Tiefe zurück, in der er ehemals gelegen.

So befindet sich Oesterreich, von den alten Stürmen umlagert, jetzt wieder. Die Gefahr verkündet sich diesmal nicht so laut, so ungestüm und kampffertig, die Luft wird zwar noch nicht von wilden Windstößen erschüttert, aber es ist schwül und Alles läßt dieselben erwarten;

den Himmel zerreißt noch kein Blitz und durchtobt kein Donner, aber er ist rings umzogen und die Wolken hängen schwarz nnd ungewöhnlich tief nieder, wie vor einem seltenen und schrecklichen Elementarereignisse . . .

Hoffen wir, daß Oesterreich die Krise glücklich überstehe und die naturgemäßen Wege der Freiheit, welche es eingeschlagen, muthvoll verfolge. Der Rückblick auf die letzten Jahre, welche so nahe vor uns liegen, lehrt mit einer überzeugungsvollen Beredsamkeit, daß unsere Zeit in die Anschauungen eines abgethanenen vergangenen Zeitalters mit aller Gewalt nicht mehr zurückzuwerfen sei. Ja, ich möchte beinahe glauben, daß Oesterreich, wenn es abermals, von einem bösen Dämon berathen, seine alte Rückschrittspolitik wieder aufnehmen wollte, es nicht könnte und daß der Stein des Sysiphus, als er zuletzt in die Tiefe fuhr, in tausend Stücke zerschmettert ward.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Beginnt in vornehmer Gesellschaft.

Auf dem Schlosse des Grafen von Thieboldsegg, im westlichen Böhmen gelegen, flatterte die Fahne, die lange nicht aufgesteckt worden war, wieder und verkündigte den Bewohnern der kleinen Landstadt Kraßnitz, daß der Besitzer nach zweijähriger Abwesenheit wieder erschienen sei, um dort einen Theil des Hochsommers und den Herbst nach alter Weise zuzubringen.

Dem äußern Ansehen nach schien sich inzwischen nichts verändert zu haben. Das weitläufige, stattliche Schloß mit dem waldähnlichen Park schaute von der Anhöhe auf das zu seinen Füßen gelegene Kraßnitz mit seinem ganzen feudalen Stolze hernieder und in dem lebendigen, betriebsamen Städtchen gingen die

Leute ihren Beschäftigungen nach, wie sie es von jeher gewohnt waren. Dennoch hatten große, tiefgreifende Veränderungen innerhalb der letzten zwei Jahre stattgefunden. Das Schloß war freilich unangetastet stehen geblieben, aber es hatte inzwischen seine gutsherrliche Majestät eingebüßt und an das neu eingeführte Landesgericht und die Bezirkshauptmannschaft abgetreten. Der Patrimonialgerichtsherr war zu einem Großgrundbesitzer herabgesunken. Die Bewohner von Kraßnitz hatten von dieser Seite her gewonnen, aber es ließ sich nicht sagen, daß sie über den Gewinn von Herzen froh waren. Die alte Wirthschaft mit ihren unleugbaren Gebrechen hatte einen milden und patriarchalischen Charakter, während sich das neue Regiment mit seiner Gleichstellung unter einer abstoßenden eiskalten Form durch seine gemüthlose unerbittliche Härte kennzeichnete. Der Gewinn, der den Leuten so problematisch erschien, wurde aber von Verlusten anderer Art noch weiter aufgewogen. Ehemals ließ sie der alte Gerichtsdiener schwatzen und streiten nach Herzenslust, während sie jetzt jedes Wort auf die Goldwage legen mußten. Früher zahlten sie mäßige Steuern, gegenwärtig mußten sie das Doppelte entrichten, unaufhör-

lich Beiträge zu Kriegskosten liefern und Militaireinquartirungen tragen. Früher hatten sie mit dem Herrn Dechanten und seinem Kaplan Umgang, die beiden geistlichen Herren waren ihre Freunde und Rathgeber, besuchten die Belustigungsplätze ihres Sprengels und nahmen an Kegel- und Kartenspiel Theil. Jetzt plötzlich waren sie nirgends mehr zu sehen und benahmen sich als eine neuerstandene Obrigkeit. Dadurch hatte der gesellige Ton des Ortes natürlich arg gelitten, aber es gab noch tiefere Gründe zur allgemeinen Verstimmung. Man war in den letzten zwei Jahren um glänzende Illusionen ärmer geworden und mit den bittersten Erfahrungen bereichert. Man hatte mit einem Worte das Jahr Achtundvierzig hinter sich und befand sich im August des Jahres Funfzig, als dem kaum verhallten Donner der Schlachten und dem Kleingewehrfeuer der Strafgerichte eine Sündfluth organischer Gesetze zur fundamentalen Umgestaltung des Reiches nachströmte.

Man hätte nicht glauben sollen, wenn man das stille, in sich gekehrte Städtchen wiedersah, daß daselbst so viel Politik getrieben worden sei. Wenn die Leute jetzt im Wirthshause zusammensaßen, redeten sie am

liebsten über Privatangelegenheiten und landwirthschaftliche Interessen, es fiel Niemandem mehr ein, sich über Selbstregierung und die beste der Staatsformen zu erhitzen. Im äußersten Falle besprach man jetzt den Inhalt der tonangebenden Regierungsjournale, aber sehr vorsichtig, ohne Kritik, ohne Interpretationen, ohne den oft peinlichen Eindruck durch einen Mienenzug zu verrathen. Da saßen sie alle friedlich und freundnachbarlich bei einander, Föderalisten und Unionisten, Slaven und Deutsche und ließen sich ihr Bier schmecken, ohne sich ihrer früheren nationalen und politischen Gegnerschaft zu erinnern. Diese leblose Eintracht hatte Entmuthigung und Ergebung in Alles, was da komme und wie weit es komme, zur Unterlage — ihr ewig wachender Garant war der Herr Bezirkshauptmann von Rack, ein Mann, welcher sich auf einer langen Laufbahn die vorzüglichste Praxis erworben und bereits Polen und Deutsche, Italiener und Slovaken mit demselben Grad nationaler Vorliebe und mit derselben Unpartheilichkeit beherrscht hatte.

So standen die Sachen, als der Graf von Thieboldsegg im Sommer 1850 wieder erschienen war. Aber auch der Graf war seit dem Jahre 1847, als

er das letzte Mal seine Villegiatur im Schlosse von Kraßnitz gehalten, ein Anderer geworden. Auch ihn hatte die Revolution verändert. Sie hatte ihn aus den Armen eines feinen ästhetischen Epicureismus gerissen und das Herz des milden geistreichen Diplomaten aus der Gentz-Metternich'schen Schule mit Bitterkeit und Härte erfüllt. Irre geworden an den staatsmännischen Schöpfungen, zu welchen er seit fünfundzwanzig Jahren das Seinige beigetragen, hielt er es bei dem Ausbruch der großen politischen Katastrophe für eine Ehrenpflicht, das einfallende Gebäude zu stützen, daß es sich wieder in seinem alten Stolze emporrichte. Seine erschlaffte Energie wurde wieder wach und steigerte sich bis zu einer aufreibenden und verzehrenden Thätigkeit. Zwei Jahre lang war er auf wichtigen Missionen in allen Residenzen Europa's, ohne bei Tag und Nacht zu rasten, ohne Athem zu schöpfen. Erst jetzt, als die volle Ordnung wieder hergestellt war, ging er auf Ferien, denn die noch obschwebenden Fragen, wie die von Kurhessen, Holstein und die preußische Union waren sekundärer Natur und durch Notenwechsel, von einem Theaterfeldzug begleitet, zu lösen. Darum betrachtete er aber das Tagwerk der Restau-

ration keineswegs als gethan und die Zeit nicht für gekommen, sich in seliger Selbstvergessenheit wiegen zu können, im Gegentheil, er war überzeugt, daß der Staat, obgleich seine Basis die Gewalt sei und bleibe, doch nicht auf die Dauer auf Degenspitzen und Bajonetten emporgehalten werden könne, sondern erst durch eine langsame, consequente, staatsmännische Campagne im Innern gegen die liberalen, zum Umsturz führenden Tendenzen der Geister consolidirt und gesichert werden müsse. Vollständiger Bruch mit dem Historischen, aus welchem die centrifugalen Elemente ihre Nahrung schöpfen und Verzichtleistung der Nationalitäten zu Gunsten eines abstrakten Staatsprincips auf der einen Seite, auf der anderen vollständiger Bruch mit den neuen Doctrinen, welche dem altmonarchischen Staatsleben ein drohendes Gift bereiten, sollten die Grundlage und Vorbedingung des neuen staatlichen Aufbaues werden und die erschütterte Macht der Alleinherrschaft befestigen und wieder verjüngen.

Das war das vermessene contrerevolutionaire Programm, welches man das System der letzten zwölf Jahre nennen darf und welches man mit einer ebenso erstaunlichen als beklagenswerthen Consequenz

bis an die Grenzen des Unmöglichen ausführte. Mit diesem System haben es die meisten, die daran Theil genommen, aufrichtig gemeint, nur in den Mitteln der Ausführung gingen sie auf zwei verschiedenen Wegen neben einander. Eine dieser Partheien war die militairische, wenngleich sie auch aus geistlichen und bürgerlichen Elementen bestand, weil sie gewissermaßen mit der drohenden Waffe und im Sturmschritt vormarschirte. Die andere Parthei konnte man die diplomatische nennen, obgleich auch diese Soldaten und Priester in ihren Reihen führte. Während jene die offene Proclamirung der Gewalt, unverzügliche Auslöschung der modernen Ideen und gewaltsamen Rückkehr zur alten, frommen Glaubenszeit forderte, wollte diese, in einen zeitgemäßen Mantel gehüllt, unter den Fanfaren der liberal klingenden Phrase die Macht des Freiheitsgeistes sachte und langsam, aber so lange biegen, bis sie zersprungen sei.

Graf Thieboldsegg gehörte natürlich seiner Schule, wie seinem ganzen Wesen nach zur diplomatischen Richtung, welche mit der militairischen so kunstvoll zusammenspielte. Ein Mann, der an solch einem Riesenplane mitbetheiligt war und auf das Thätigste

wirkte, mußte begreiflicherweise selbst auf seinem Sommersitze von gedankenschweren Sorgen umhüllt sein und von den Reizen des Landlebens nur spärlich angezogen werden. Dennoch genoß er verhältnißmäßig ruhige und an Zerstreuung reiche Tage, da dort für ihn die Ueberfülle der gewöhnlichen Tagesgeschäfte wegfiel und sich in seinem gastlichen Schloß eine zahlreiche Gesellschaft von nah und fern zusammenzufinden pflegte.

Der Graf war früh Wittwer geworden. Seine Gemahlin hatte ihm eine einzige Tochter hinterlassen, auf welche er nun Alles concentrirte, was sein Herz an Liebe und Zärtlichkeit besaß. Cornelia war aber auch sowohl in Hinsicht auf Schönheit, als in Hinsicht auf ihre geistigen Anlagen des gerechten Stolzes ihres Vaters werth. Ein poetischer Anhauch lag auf ihrem schönen Gesicht und ihrer edlen, hohen, graziösen Erscheinung, und diese Erscheinung war nur der klare Abdruck ihres Wesens. Ein sonnenhelles Gemüth, in dem Heiterkeit und Güte wie Schwestern wohnten, war ihr eigen und vereinigte sich mit allem Reiz echtweiblicher Schönheit, um eine poetische Gestalt aus

ihr zu machen, die Keiner vergaß, der ihr im Leben begegnet war.

An einem schönen Morgen im August saß der Graf, welchen es, da seine Familie so klein war, besonders auf dem Lande freute, Verwandte und Bekannte bei sich zu sehen, in Erwartung seiner Gäste in dem hart an's Schloß angrenzenden Wäldchen, dessen Bäume den lieblichsten Schatten boten. Es war ein reizendes Plätzchen. Unter den breiten Wipfeln, welche die Sonnenstrahlen nie zu durchdringen vermochten, war auf bequemen Gartensesseln süß zu ruhen, angenehm zu plaudern, oder man konnte schweigend in die Natur versunken am Rande einer plätschernden Cascade, von allen schweren Gedanken befreit, träumerisch dahindämmern. Nach zwei entgegengesetzten Seiten genoß das Auge von hier aus eine reizende Fernsicht. Einerseits sah man in das weit hinabziehende fruchtbare Thal von Kraßnitz mit den rasch dahinjagenden von Weiden umsäumten Flüßchen, auf der andern Seite, im nächsten Vordergrund, blickte man auf den schönen Teich, der mit Schilf reich umwachsen, im Walde verschwand.

Auf diesem Platze pflegte man nicht selten zu

frühstücken, oft auch die Nachmittage zu verbringen, wenn nicht Ausflüge auf der Tagesordnung standen. Auch heute war hier gefrühstückt worden. Der Graf lag bequem ausgestreckt, die Stirn tiefgefurcht, die Augen gedankenvoll auf den Boden fixirt. Ihn schien die Lektüre der Zeitungen, die neben ihm auf dem Tisch und auf der Erde zerstreut lagen, aus jeder idyllischen Stimmung gerissen und auf ein ernstes Gebiet geschleudert zu haben.

Er war ein Fünfziger, von hochgewachsener, hagerer Gestalt; sein volles krauses Haar war vollkommen erbleicht, seine Stirn weit gewölbt. Alle seine Züge waren regelmäßig, wie man es bei den Gliedern der englischen Aristokratie findet, seine Augen groß und dunkel, auffallend ruhig. Sie verriethen die Gewohnheit des Nachdenkens und der Beobachtung, wie der schmale geschlossene Mund die Gabe, zur rechten Zeit zu reden und zu schweigen andeutete. Des Grafen blasses, wenig gefurchtes Gesicht machte einen jugendlichen Eindruck, wozu die sorgfältige Entfernung des Bartes das ihrige beitrug. Dieses Aeußere, mit einem ursprünglich liebenswürdigen Naturell verbunden, hätte allen Voraussetzungen nach, überall Glück machen

sollen, und doch war dies, alles zusammengenommen, nicht der Fall. Aus dem Wesen des Grafen wehte bei aller Freundlichkeit und aller Anlage zu launigen Scherzen ein Geist mißtrauischer Zurückhaltung, der immer erschien, um gleich wieder hinter einem Lächeln zu verschwinden und da man ihn verbannt glaubte, plötzlich wieder aus einem Blicke hervorsprang. Die Zeit und ihre Erfahrungen, so wie das Diplomatenhandwerk, waren gewiß Schuld daran, denn als er den Congreß von Verona als jugendlicher Attaché mitmachte, war er der gefeierte Liebling der Damen, an welchem man den Leichtsinn und die Unbefangenheit lobte, während jetzt sogar ihm wohlgewogene Personen, welche ihn schon damals gekannt hatten, bei Seite zu sagen pflegten, daß er etwas Falsches in seinen Augen habe. Seine angeborene Liebenswürdigkeit war erkaltet und lebte nur noch in der Glätte verbindlicher Manieren und Weltmannsformen fort; das Gefühl war nur noch da, wenn es sich um seine Tochter handelte, da vermochte das verglühte Diplomatenherz noch in den hellsten Flammen emporzubrennen.

Dem Grafen gegenüber saß seine Schwester, Comtesse Sophie, ihren alten Spitz Lara an der

Herzensseite. Mechanisch spielte sie mit einer weiblichen Handarbeit, während ihre Augen mit andachtsvoller Aufmerksamkeit auf das vor ihr aufgeschlagene Buch geheftet waren. Es war eine Kirchengeschichte in streng katholischer Darstellung. Comtesse Sophie war zweiundvierzig Jahre alt, mager und nervös. Sie hatte eine gescheidte, aber strenge und kalte Physiognomie, von verwittertem Aussehen, in welcher die schwarzen, stechenden Augen das einzige Lebendige waren. Ihre Schönheit, jetzt bis auf die letzte Spur vergangen, hatte ihr trotz eines ungeheuren Vermögens keinen Mann zu verschaffen vermocht: sie war noch Jungfrau. Böse Zungen behaupteten zwar, daß sie sich bereits im vorgerückten Alter dem Major von Holubina auf's Engste angeschlossen habe und für den ewig geldbedürftigen Ritter zu einer wahren Goldquelle geworden sei, Thatsache war es, daß sie, seit der Major in Ungarn gefallen, in eine Schwermuth versank, durch welche ihr schon vormals vorhandener religiöser Hang sich zu dem frommen Eifer einer fanatischen Betschwester steigerte.

Weit im Hintergrunde des Teiches ruderte Coralia mit ihrer Gesellschafterin und Jugendfreundin Frau

Hassenfeld auf dem blauen Wasserspiegel den zierlichen Kahn an dem sanft sich wiegenden Schilfrohr vorüber. Das heitere Lied der beiden Schifferinnen war aus der Ferne kaum zu vernehmen und konnte weder den Grafen in seinen Meditationen, noch die fromme Tante in ihrer ernsten Lektüre stören.

„Wo bleibt die Wallhof so lange?" fragte der Graf plötzlich.

Die Schwester, offenbar unwillig über die Störung, ließ eine Weile auf die Antwort warten, während sie das Buch dichter an sich rückte und damit gleichsam zu verstehen gab, daß sie, vom höchsten Interesse gefesselt, den Absatz wenigstens zu Ende lesen müsse; endlich erwiderte sie ganz trocken:

„Wo die Wallhof steckt? Wo kann sie stecken? Sie zieht sich an! Die lebt ja nur für Putz und Toilette. Eine Frau in ihren Jahren — Großmama" — Sie hob die Augen zum Himmel, wie über solche weltliche Thorheit klagend.

„Du solltest mehr Nachsicht mir ihr haben!" rief der Graf. „Sie ist herzensgut und in ihren kleinen Schwächen so harmlos-komisch. Ich freue mich jedesmal, wenn sie uns besucht!"

„Mir ist sie schrecklich,“ entgegnete die Gräfin. „Diese Leichtfertigkeit und diese Frivolität, mit diesem Mangel an Logik verbunden, bringen mich regelmäßig außer Fassung. Wenn sie das dummste Zeug durcheinander schwätzt, Widerspruch auf Widerspruch häuft und im Nachsatz das Gegentheil von dem sagt, was sie im Vordersatz behauptet, lachst Du — mir aber regt es alle Nerven auf und mit wirklicher Beschämung muß ich mir sagen, daß solch ein Geschöpf doch nur in unserem Geschlecht möglich ist!“

„Du bist sehr fromm, liebe Schwester,“ sagte der Graf, „was aber den Besitz christlicher Milde anbelangt —“

„Die christliche Milde,“ erwiderte die Gräfin, „besteht nicht in der Nachsichtigkeit, in der schlaffen und saloppen Indulgenz gegen Schwächen, die aus der weltlichen Eitelkeit hervorgehen, sie ist nur die liebende Schonung gegen Solche, die auf dem Wege sind, ihre Verkehrtheit einzusehen ..... Aber ist dies jemals bei der Wallhof zu hoffen?“

Sie war im besten Zuge fortzufahren, in diesem Augenblick aber kam eine umfangreiche Gestalt, wie ein Schiff mit vollen Segeln vor dem Winde fahrend,

über den Wiesenplan daher. Es war die in Rede stehende Frau von Wallhof. Die corpulente Gestalt strotzte von Gesundheit; Gutmüthigkeit und ein heiterer Sinn strahlte aus den lachenden Augen und den weltfreundlichen Zügen, die sehr hübsch gewesen sein mochten, ehe sie so in die Breite gezogen worden waren. Nur nähere Bekannte wußten, daß Frau von Wallhof schon zweiundvierzig Jahre zählte; ihrem Aussehen nach mußte man ihr Alter auf dreißig schätzen. Sie war die Wittwe eines Diplomaten, der ein intimer Freund des Grafen gewesen und hatte die Gewohnheit behalten, in jedem Sommer, den der Graf auf seiner Besitzung zubrachte, auf vierzehn Tage auf das Schloß von Kraßnitz zu Besuch zu kommen, wie zu Lebzeiten ihres Gatten, obwohl dieser schon seit zehn Jahren todt war.

Auf wenige Schritte herangekommen, eilte Frau von Wallhof auf das eiserne Canapee zu und warf sich neben der frommen Comtesse in die andere Ecke hin.

„Wie glücklich ich bin," rief sie in ihrer plauderhaften, lebhaften Weise, „daß ich mich wieder in meinem lieben Kraßnitz befinde, kann ich Niemandem

beschreiben! Mein Gott, ein, zwei, drei Sommer sind es, seitdem ich zum letzten Mal auf dieser Stelle gesessen! Mir geht es überall gut, aber bei Thieboldsegg's ist mir's am Besten."

„Ich weiß nicht, ob Sie nach drei Tagen noch so sprechen werden, liebe Freundin," sagte der Graf. „Sie lieben die große Welt und ihre Zerstreuungen, und Kraßnitz ist doch nur ein Dorf. Ich fürchte, Sie werden sich nur zu bald zu langweilen anfangen."

„Mein Gott, warum soll ich mich langweilen?" fragte die Baronin. „Langweilt man sich bei Thieboldsegg? Hat sich schon Jemand bei Thieboldsegg gelangweilt? Ist es möglich, sich bei Thieboldsegg zu langweilen? Sind nicht Sie da, Graf, Sie meine liebe Sophie und meine unvergleichliche Cornelia? Kommt nicht unser lieber Greifenstein? Das ist doch auch ein Mensch, bei dem die Langeweile nicht aufkommt! Wann erwarten Sie ihn eigentlich?"

„Heute oder morgen," sagte der Graf. „Er wird vermuthlich zugleich mit der Schwadron, die zur Einquartierung nach Kraßnitz kommt, hier eintreffen."

„Cavallerie? Husaren? Hellblaue Attila's?" rief Frau von Wallhof. „Die sind da! Sind soeben ein=

getroffen! Ich habe dem ganzen Zuge, wie er einrückte, vom Balcon aus zugesehen! Herrliche, martialische Leute, echte, gebräunte Pustasöhne — auch ein interessanter Rittmeister ist dabei. Der wird sich doch sicherlich im Laufe des Tages bei Ihnen melden lassen?"

„Aber, Baronin," rief Comtesse Sophie, „dieses Feuer, diese Aufregung, mit der Sie von den braunen Pustasöhnen und ihrem interessanten Anführer sprechen, ist wirklich hochkomisch! In Ihren Jahren —"

„Warum," fragte die Baronin, „soll ich nicht in Aufregung sein? Ja, ich bin in Aufregung! Ich gestehe es und glaube, es gestehen zu können! Der Augenblick steht mir bevor, wo ich nach langer Zeit wieder einmal mit Officieren reden soll! Was wird man aus ihrem Munde für Details aus den grauenhaften Kriegen hören! Wie Mancher noch, den wir gekannt, wird sein Leben für den Thron gelassen haben! Ach, es ist schrecklich, daß es das Loos des Soldaten ist, in den Krieg ziehen zu müssen! Seine Bestimmung sollte eine andere sein — eine edlere —"

„Aber, liebe Wallhof," warf die Gräfin ein, „welche andere vernünftige Bestimmung könnte der

Soldat haben? Sollte er nur da sein, um seine glänzende Uniform in den Salons zu zeigen? Eine harte Nothwendigkeit —"

„Bien, bien, vous êtes philosophe!" sagte die Baronin. „Ich sage nur soviel: der Krieg ist etwas Schreckliches, etwas Gräuliches — man sollte eigentlich vor jedem Soldaten ein moralisches Grauen empfinden und es ist mir unbegreiflich, daß man dieses nicht hat! Ach, diese Kriege! Welche Opfer an Menschenleben! Wie viel Bekannte habe ich allein verloren! Dieser arme Holubina! An diesem Tische ist er zuletzt mit uns gesessen! Ein so lebensfroher, liebenswürdiger Mensch, ein so erprobter Freund Ihres Hauses! Er dauert mich in's Herz!"

Comtesse Sophie fuhr bei dieser Anspielung an ihren Liebhaber merklich zusammen, bemeisterte aber die schmerzende Wirkung dieser Erinnerung und erwiderte:

„Wer für eine große, edle Sache fällt, ist, liebe Wallhof, über das gewöhnliche Bedauern erhaben."

Ihr Bedauern ein gewöhnliches genannt zu hören, hätte die Baronin bald aus aller Fassung gebracht,

indeß sagte sie ziemlich ruhig, wiewohl einen großen Schlag wagend:

„Nicht alle Menschen haben Ihren starken Geist, um sich auf einen solchen Standpunkt zu erheben. Der armen Rottau z. B. kann es Niemand übel nehmen, daß sie den Verlust des Majors weniger heroisch trägt."

„Wie so?" fragte die Comtesse, die nicht wußte, wo das Hinausgehen sollte, sehr gespannt, während der Graf, scheinbar unaufmerksam, sich an diesem weiblichen Hahnenkampf heimlich ergötzte.

„Nun?" antwortete die Baronin, „Sie fragen? Hatte denn der Major nicht in der letzten Zeit ein Verhältniß mit Frau von Rottau?"

„Eine gräßliche Erfindung!" rief Comtesse Sophie von einem Gefühl der Eifersucht getroffen. „Eine Erfindung, welche auf gänzlicher Unkunde von Major Holubina's Charakter beruht. Sie dürfen nicht so leichtgläubig sein, liebe Wallhof, besonders wenn die Fabeln dem Rufe unserer Freunde nachtheilig sind."

„Nachtheilig?" fiel die Baronin ein. „Der Major war ledig und frei, Frau von Rottau Wittwe — eine Frau in der vollen Blüthe des Lebens, voll Jugend=

lust — eine jener Frauen, bei welcher es keiner Nebenrücksichten bedarf, um sich zu verlieben ..."

Die Comtesse bebte vor Wuth. Die Handarbeit tanzte ihr wild zwischen den Fingern. Offenbar wäre ein Krieg ausgebrochen, wenn in diesem Augenblick nicht ein Besuch in Sicht gekommen wäre.

Der Herbeikommende war der Bezirkshauptmann, Coelestin Freiherr von Rack.

Freiherr von Rack machte schon von weitem, in einer Entfernung, wo nur besonders scharfe Augen eine Person erkennen, die allerunterthänigsten Bücklinge, so daß sein Hut beinahe den Staub von der Erde fegte.

Der Freiherr gehörte seiner Abstammung nach dem Lande an, das das Privilegium besitzt, dem großen österreichischen Kaiserstaate Beamte, besonders aber Polizeimänner zu liefern; er war ein Böhme, wie schon sein Name anzeigt, der in der Sprache der Czechen soviel wie Krebs bedeutet. Er war ein Funfziger, sehr lang und dürr, vom Leben unendlich arg mitgenommen, nichts weniger als schön. Aus seinen blauen Augen sprach wohl Intelligenz, aber eine solche, die fast einzig und allein auf die Nachtseiten der mensch-

lichen Natur gerichtet war und rastlos umherspürte, um Verbrechen und Gesetzesübertretungen zu suchen und zu bestrafen. Blick und Bewegungen waren höchst unruhig, wie wenn er überall auf seiner Hut sein müsse oder rechts und links Contravenienten ertappen wollte. Seitdem von den höchsten Instanzen das Wort ausgegangen war, daß sich der Kaiserstaat im Stadium der Verjüngung befinde, hatte er es auch für seine Pflicht gehalten, sich thunlichst zu verjüngen. Das war ihm vor der Hand nur insoweit gelungen, als er seit einiger Zeit über seine Glatze eine rabenschwarze Perrücke gezogen und seinen ergrauten Schnurrbart auffallend gefärbt hatte ...

Er war ein merkwürdiger Mann, der zwei scharf geschiedene Naturen in sich vereinigte. Die eine war mild, nachgiebig und im Stande, auf seinem Gesichte das lieblichste Grinsen stundenlang festzuhalten und seiner rauhen Stimme melodische Schmeichellaute zu verleihen; die andere dagegen war hart, rücksichtslos, wild, barsch, gewaltsam, beinahe brutal. Die eine oder die andere Seite dieses originellen Doppelwesens kehrte sich von selbst und ungerufen hervor, je nachdem der Bezirkshauptmann vor einem Mächtigen und

Einflußreichen oder vor einem Hülflosen und Untergebenen stand.

„Was bringen Sie Neues, lieber Rack?" rief ihm die Baronin entgegen. „Ist das Militair schon einquartirt?"

„Gehorsamst zu dienen!" erwiederte Herr von Rack ganz ehrerbietig.

„Nehmen Sie Platz!" rief ihm der Graf freundlich zu.

„Ich danke verbindlichst!" gab von Rack zur Antwort, sich dem Grafen nähernd. „Ich habe mich nur auf einen Moment aus meinem Büreau entfernt, um Excellenz die Zeitungen auf's Schnellste zukommen zu lassen."

Er zog ein Paquet aus seinem Hute hervor.

„O, Sie sind zu charmant, meinen Postboten zu machen, lieber Rack!" erwiederte der Graf, ihm die Zeitungen aus der Hand nehmend. „Das kann ich künftighin nicht dulden!"

„Mir fehlt sonst," sagte von Rack in Lieblichkeit zerfließend, „alle Gelegenheit, Excellenz meinen Diensteifer an den Tag zu legen. Ich habe ohnehin eben

das Paquet mit Zeitungen revidirt und da konnte ich mich nicht zurückhalten —"

„Gibt es was Neues?" fragte der Graf, den Journalen einen flüchtigen Blick zuwerfend.

„Die Prager Zeitungen," erwiederte der Bezirkshauptmann, „berichten eine Reihe bestätigter rechtlicher Erkenntnisse der militairischen Untersuchungskommissionen am Hradschin, die Wiener bringen Instruktionen für die neuen politischen Behörden, eine ganze Fluth von Erlässen —"

„So, so," murmelte der Graf.

„Imposante Schöpfungen!" rief von Rack. „Man muß wirklich diese Produktionskraft der Regierung anstaunen! Das, wozu andere Regierungen Jahrzehnte, wo nicht Jahrhunderte brauchen, wird hier in Monaten vollendet. Die neue politische Organisation nimmt einen so wunderbaren Fortgang —"

„Ich fürchte nur," bemerkte der Graf, „daß wir da eine Fluth von Gesetzen bekommen, die theilweise ohne eine Reform zu erzielen, den Wust der Gesetze und deren Verwirrung nur vermehren."

„Ich meinestheils vertraue ganz auf den wahrhaft organisatorischen Geist unseres Gesammtministeriums,"

rief der Bezirkshauptmann. „Der bewährt sich meines Erachtens klarer mit jedem Tage. Richtig! Excellenz dürfte es angenehm sein, zu hören, daß wir ein schlechtes Blatt weniger haben — das Donaureich, ein verwerfliches urdemokratisches Blatt."

„Das ist ja nur suspendirt! Ich habe die Nachricht soeben gelesen."

„Suspendirt oder unterdrückt, das ist wohl Eins und Dasselbe!" versetzte von Rack mit einem herzlichen, gemüthlichen, aus dem Innern quellenden Lachen. „Die Suspension läßt dem vielbeschäftigten Redakteur Zeit, jetzt eine Ferien- und Erholungsreise zu machen. Er ist ein Kraßnitzer und befindet sich seit gestern hier."

„Das ist Doctor Schmey," sprach der Graf. — „Was ist das eigentlich für ein Mensch? Kennen Sie ihn?"

„Allerdings kenne ich ihn — ich habe ihn sogleich zu mir auf's Amt citiren lassen — eine höchst, höchst unansehnliche Persönlichkeit! Es macht wirklich einen überaus komischen Eindruck, wenn man ihn vor sich hat und sich dabei der freiheitgeschwollenen Tiraden und souveränen Aufwallungen in seinen Artikeln erin-

nert! Ein kleines, schmiegsames, höfliches Männchen, welches nur so lange zu imponiren bemüht ist, bis man es scharf ansieht und kurz anredet. Ich war von seiner Ankunft avisirt und habe ihn mir gleich holen lassen — doch verzeihen Excellenz, daß ich über eine so völlig uninteressante, abgethane Größe so viel Worte mache ..."

„Von seiner politischen Richtung abgesehen," erwiederte der Graf, „habe ich doch aus seiner Zeitung ersehen, daß er ein ziemlich praktischer Kopf ist und einen auffallenden Instinkt besitzt, Situationen zu berechnen."

„Excellenz halten ihn für gefährlich?" rief von Rack lebhaft, während das Lächeln von seinem Gesicht scheu wegfloh und einer wilden Grimasse, welche der finstern Seite seiner Doppelnatur angehörte, Platz machte.

„Das eben nicht," versetzte der Graf gelassen. „Die Umstände sind nicht danach." Er erhob sich und ging, in Nachdenken versunken, auf und nieder, von einem spähenden Seitenblicke des Bezirkshauptmanns gefolgt, welcher den Gedankenprozeß des Grafen halb und halb errathen zu haben glaubte.

„Ist dieser Schmey nicht ein Jude?" fragte Comtesse Sophie.

„Ein unverkennbarer Orientale!" rief von Rack, sich rasch umwendend.

In diesem Augenblick bemerkte er, daß Cornelia mit ihrer Gesellschafterin hart an's Ufer herangerudert war und das dichte Schilf sich der Landung mit Gewalt widersetzte. Mit einigen jugendlichen Sprüngen stürzte er hin, um den Kahn, der schon mit den Händen zu erreichen war, an's Land zu ziehen. Seine flugartige Eile, die den beiden Damen sehr auffällig war, hatte aber auch den alten faulen Spitz, ein böses verdrießliches Thier, der neben seiner Herrin eingeschlafen war, aufgeschreckt. Er lief dem Bezirkshauptmann laut bellend nach und zerschlitzte ihm, als er seine galante Arbeit eben vollbracht hatte, das Beinkleid mit seinen Zähnen.

Die erste unwillkürliche Bewegung des Beschädigten wäre, wenn ihn das Auge der Gräfin nicht beherrscht hätte, ein grimmiger Fußtritt gewesen, unter diesen Umständen aber ließ er es bei einer väterlich milden Anrede bewenden.

„Aber Lara, Lara," sagte er zu dem Hunde, „du erinnerst mich recht deutlich, daß ich dir heute dein Bisquit mitzubringen vergessen habe!"

Der Spitz sah ihm mit drohenden Mienen in's Gesicht . . .

Zweites Kapitel.

Spielt in minder vornehmer Gesellschaft weiter.

Auf einer gelichteten Stelle des waldigen Abhanges, der von der Anhöhe, auf welcher das gräfliche Schloß steht, in das Kraßnitzer Thal hinabläuft, sieht man eng zusammengerückt zwischen mäßig großen Felsblöcken mehrere niedere graue Hütten, halb zwischen Erlen und Eschen versteckt. Ihre aus ganzen Baumstämmen rauh zusammengefügten Wände zittern ununterbrochen von der Grundmauer bis zum First von der Wucht niederfallender Hämmer und der dumpfe Takt der Schläge ist weithin hörbar. Seitwärts steht ein größeres, einstöckiges, weißgetünchtes Wohnhaus von ländlicher Bauart, um dessen unteren Theil auf der Sonnenseite Obstbäume und Weinreben am Spaliere

gezogen sind. Hier wohnt Aaron Scheppkes, ein einfacher, aber sehr reicher und sehr industriöser Mann, Besitzer der Kraßnitzer Eisenwerke.

Aaron Scheppkes ist ein Jude, aber ein solcher, der im Verkehr mit der ländlichen Bevölkerung die Schroffheiten und Eigenheiten seines nationalen Typus so ziemlich abgestreift hat. Man sieht ihm den gemachten Mann, den Grundbesitzer an, er selbst scheint das Bewußtsein in sich zu tragen, daß er ein solideres Geschäft treibt, als die meisten seiner Glaubensgenossen. An den Juden mahnt nur noch bei ihm nebst der Physiognomie, die Devotion, mit welcher er Hochgestellten begegnet, eine übertriebene Furcht vor Allem, was Beamte oder Soldat heißt, und eine große Liebe zum Gelde.

An jenem selben Morgen, an welchem Graf Thieboldsegg den Besuch des Bezirkshauptmanns Freiherrn von Rack erhielt, saßen zwei Männer in der Gartenlaube hinter dem Eisenhammer vor einem Glase Wein. Der Eine von beiden, etwa achtundzwanzig Jahre alt, von starkem, hohem, beinahe athletischem Bau, mit blauen Augen und blondem Haar, hat ein festes, derbes aber interessantes Gesicht. Er bekundet

in seiner Sprache den Wiener. Er heißt Philipp Stropp und ist der Bruder eines in der Residenz sehr bekannten Mannes, der, nachdem er als Mehlhändler mit einem kleinen Capitale angefangen, es in kurzer Zeit durch bedeutende Fruchtlieferungen für die Armee zum Millionär hinaufgebracht hat.

Der Andere, klein, hager, mit röthlichem, krausem Haar, lebhaften Augen und vortretendem Kinn ist uns in seinen Hauptzügen bereits durch die graphische Beschreibung von Racks bekannt. Es ist Doctor Schmey, Redakteur des suspendirten Donaureichs. — Er ist auf der Reise mit Stropp, den er oberflächlich kennt, zusammengestoßen und wie Dieser Gast im Hause des Eisenwerkbesitzers. Aaron Scheppkes hat es nicht zugelassen, daß er im Wirthshause bleibe und rechnet es sich zur größten Ehre an, Doctor Schmey unter seinem Dache zu beherbergen, auf welche Gastfreundschaft der Genannte auch in dreifacher Eigenschaft als Landsmann, Glaubensgenosse und berühmter Publicist Anspruch hat.

Die beiden Männer in der Laube saßen nachdenklich, beinahe stumm da. Der Wein, das Symbol des Frohsinns, schien keinen von Beiden zu erheitern. —

Stropp hatte den Gesichtsausdruck eines Menschen, der über die nächsten Schritte, die er zu thun hat, scharf nachdenkt, seine Augen irrten in die Ferne, wo sich an der Berglehne, halb im Grün begraben, ein graues, wie Silber schimmerndes Dach eines weitläufigen Gebäudes zeigte.

Doctor Schmey's Ernst war anderer Art. Die politische Wendung der Dinge beschäftigte rastlos seinen Kopf, er mußte es für schlechterdings unmöglich halten, sich mit seiner Zeitung fernerhin über dem Wasser zu halten. Eine eigentlich trostlose Zukunft lagerte sich vor ihm hin und es kam ihm in Momenten der Entmuthigung vor, wie wenn er nach einem kurzen, flüchtigen Wohlwollen des Glücks da wieder aufhören müsse, wo er angefangen. Er war in den ärmlichsten Verhältnissen aufgewachsen und hatte lange das saure Brod der Abhängigkeit und der Gnade gegessen. Hier in Kraßnitz, eben jetzt, stieg manche bittere Erinnerung in ihm wieder auf und Vergangenheit und Zukunft schienen sich verschmelzen zu wollen.

Dort, über den hohen Berg, der ihm gegenüber lag, hatte er als achtjähriger Junge einem Nachbarn zur Zeit der stärksten Julihitze einen Ranzen mit fünf-

undzwanzig Pfund Fleisch für drei Kreuzer mit Freuden hinübergetragen!

Das war seine Vorbereitung für's Gymnasium gewesen, auf welchem er sich durch Freitische, Lektionen, kleine Stipendien mühsam fortgeholfen!

Das fiel ihm ein und er schämte sich dieser Erinnerungen. Er warf einen Blick auf seinen derben, stämmigen Nachbar, und kam sich so klein neben ihm vor, weil die Wucht kümmerlichen Lebens früh auf ihm gelastet. Er sah ihn an, erschrocken forschend, ob er ihm nicht seine Erinnerungen von der Stirn abgelesen habe . . . Ihm war die verzeihliche Schwäche der Emporkömmlinge, ihre ehemals demüthige Stellung zu verbergen, im hohen Grade eigen.

„Wo nur Scheppkes bleibt?" rief Philipp gähnend und die Arme weit ausbreitend. „Er soll mich heut da hinauf, in die Bergmühle führen, und nun verliere ich den ganzen Vormittag!"

„Der Mann hat sein Geschäft," erwiderte Doctor Schmetz, „der ist nicht immer zum Ausgehen bereit, wie wir, die hier nichts zu thun haben, als den Tag todtzuschlagen."

„Sie irren sich in Bezug auf mich —" versetzte

Philipp, ruhig aber entschieden. „Ich gedenke die Tage hier keineswegs todtzuschlagen. Ich bin als Geschäftsmann da.“

„Entschuldigen Sie!“ sagte der Redakteur ironisch. „Ich habe Sie im letzten Halbjahr in Wien so viel am Billard und am Whisttisch gesehen, daß meine Aeußerung verzeihlich war!“

„Ich war viel am Whisttisch,“ entgegnete Philipp. „Es war die traurigste Zeit meines Lebens! Denn sehen Sie, ich bin gar nicht zum Faullenzen geboren, in mir steckt ein Kaufmann, ich habe einen rastlosen Thätigkeitstrieb. Ich habe wider Willen gefeiert — Sie wissen doch von meinen Zerwürfnissen mit meinem Bruder?“

„Nur oberflächlich,“ erwiderte der Redakteur, obwohl er die Sache aus Arnold Stropps Munde im Wesentlichen kannte — „nur höchst oberflächlich!“

„Nun, Gottlob!“ rief Philipp, „wir sind wieder vollständig ausgesöhnt — die besten Freunde, mit einem Worte das, was Brüder sein sollen!“

„Ei, ei!“ rief Schmey, „das überrascht mich wirklich!“

„Wir sind ausgesöhnt,“ sagte Philipp, „und das

auf Grundlagen, die künftighin jeden Zwist unmöglich machen. Ich werde ein selbstständiges Geschäft übernehmen und damit werden alle Reibungen wegfallen."

„Nun, da gratulire ich!" rief Schmey, nicht ohne daß ein ironischer Zug des Unglaubens um seine Lippen herum sichtbar geworden wäre.

In diesem Augenblick kam Aaron Scheppkes, der Hausherr, sehr aufgeregt und roth im Gesicht heran.

„I, das ist doch eine verdammte Geschichte mit der Einquartirung!" rief er. „Ist das ein Spektakel, eine Molestirung! Ich komme seit dem frühen Morgen nicht aus dem Aerger heraus. Ei, das sind mir saub're Gäste!"

„Ein so guter Patriot, wie Sie, lieber Scheppkes," sagte der Redakteur, „sollte nicht murren, wenn die Reihe an ihn kommt, die Vertheidiger von Recht und Ordnung bei sich zu beherbergen."

„Schon gut, schon gut!" sagte der Alte. „Recht und Ordnung! Die sehen mir nicht aus, als ob sie gerade für Recht und Ordnung auf der Welt wären! Da hab' ich vier zigeunermäßige Raitzen im Hause und vier Pferde im Stalle, die mir meine alten frommen Braunen krumm und lahm schlagen werden!

Und der Lieutenant — ein Croat — der scheint mir ein wahrer Eisenfresser zu sein! Er verlangt soeben eine Matratze, ich erwidere, daß ich sie vor Morgen nicht schaffen kann. Er meint, das seien Ausreden, es sei eine kaiserliche Verordnung da, daß den Herren Offizieren Matratzen gebühren. Ich bemerke ganz bescheiden, die früheren Herren Offiziere, die bei mir im Quartier gewesen, hätten die ihrigen mitgehabt, ich müsse höflichst bitten, bis Morgen Geduld zu haben, alle Herren Offiziere seien bei mir zufrieden gewesen — da wird er ganz wild, klirrt fürchterlich mit dem Säbel und sagt: Auch ich bin ein Freund von Eintracht und guter Nachbarschaft, das aber sage ich Ihnen, wenn die Matratze heut Abend nicht da ist, lass' ich Sie von Gensdarmen arretiren, lege Beschlag auf Ihr eigenes Bett und — das sagt er mit erhobener Stimme: lasse Ihnen und Ihren Leuten die Köpfe scheeren, damit ich zur Matratze noch ein Polster kriege!"

„Ei, da stehen einem ja die Haare zu Berge," rief Stropp.

„Ja, so lange man ihrer noch welche hat!" erwiderte Scheppkes. „Denken Sie sich einen In-

fassen, der sich sein Polster mit unsern Haaren ausstopfen lassen will!"

Er fuhr sich durch den vollen, krausen Kopfschmuck.

„Wie die Dinge jetzt stehen," meinte Doctor Schmey, „sollte man sich über solche Lappalien gar nicht aufhalten! So geht's einmal bei unserm System der Einquartirung. In einem Ort, der mir bekannt ist, fordert der Offizier ein Zimmer. Man sagt ihm, daß dort die Hausfrau krank liege. Er behauptet, sie stelle sich nur krank, der Arzt wird gerufen, die Debatte dauert fort, endlich läßt der Offizier die kranke Frau sammt dem Bette in's untere Geschoß hinabtragen. In einem andern Orte findet sich nirgendwo ein Haus mit vier Zimmern, wie es der Oberst beansprucht. Was thut man? Man läßt eine Thür in's Nebenhaus durchbrechen. Alles dies geschieht ohne Anstand, ohne daß die Leute die Courage finden, sich gegen solche Maaßregeln aufzulehnen. Uebrigens — so geht es in allen Branchen! Wie oft ist unser Blatt beinahe gesetzt, da erscheint in später Stunde ein Befehl, einen Vorfall nicht zu besprechen oder in einer beliebten Darstellung zu bringen. Es kostet oft einen schweren inneren Kampf, es kostet oft nahebei

die Ueberzeugung — aber was hilft's? Am nächsten Morgen muß die Matratze geliefert werden."

„Sehr weise," sagte Scheppkes mit lächelndem Beifall, der weniger Gesinnungstüchtigkeit als Coulanz des Geschäftsmannes verrieth. „Die Matratze muß geliefert werden, auch ich werde die meinige heute Abend liefern. Die Politik ist erfunden, um uns durch's Leben zu bringen, nicht um uns aufzuhalten."

„Liebe Freunde!" begann Philipp. „Was soll ich Ihnen geben, damit Sie nicht mehr von Politik sprechen? Politisch Lied, ein garstig Lied! Ein anderes Thema! Ist es wahr, Herr Scheppkes, daß die Grundstücke des Bergmüllers so bedeutend sind?"

„Das will ich glauben," erwiderte der Gefragte. „Er hat mindestens seine hundertzwanzig Strich Aussaat, dabei mögen an funfzig Strich Wiesen und an zweihundert Joch Waldung sein. Im ganzen Ort ist Niemand, der eine so schöne Sach' besitzt und wohlgemerkt, es hängt alles zusammen . . ."

„Lebt seine Frau noch?" fragte Schmey mit Interesse, denn die Genannte hatte manche gute That an ihn gethan, als er in Kraßnitz noch als armer Waisenknabe umherzog.

„O, die ist lange todt!" erwiderte Scheppkes. „Der Sohn ebenfalls. Die zwei Todesfälle, die rasch auf einander folgten, haben einen bleibenden Eindruck auf den Müller zurückgelassen. Es ist nicht mehr derselbe. Ehemals gab es im ganzen Kreise keinen fröhlicheren Mann."

„Ja, ja," sagte Schmey, „ich erinnere mich noch dunkel an manche seiner lustigen Streiche!"

„Die Streiche sind ihm noch immer nicht ausgegangen," gab Scheppkes zur Antwort. „Nur waren die früheren lustig und die jetzigen sind recht ernst."

„Wie so?" fragte Schmey, während Philipp, wie es schien, zum Zwecke genauer Personalkenntniß aufmerksam zuhörte.

„Er ist ein großer Politiker, ich will sagen: er politisirt viel, denn nichts kann heut unpolitischer sein, als seine Gesinnungen an die große Glocke zu hängen. Er ist aber ein studirter Mann, ist auf dem Gymnasium gewesen, und war im Jahre Achtundvierzig sehr beliebt. Kein Wunder, da er sehr freisinnig ist, ein grundverständiger Mann, der das Herz auf dem rechten Fleck hat und alle Ortsverhältnisse genau kennt! Man hat ihn zum Bürgermeister gewählt und da

seine Wahl nicht die obrigkeitliche Bestätigung erhalten, ist eine Reihe von bösen Geschichten daraus erwachsen. Der Bergmüller, ein hitziger Kopf, wollte nämlich lange nicht weichen und, kurz gesagt, mit seinem Kopf durch die Wand rennen, was, wie Sie wissen, nicht geht! Endlich wurde er von allen Seiten angefeindet und von seiner eigenen Parthei im Stich gelassen. Seitdem lebt er ganz zurückgezogen, nichts freut ihn mehr, Kraßnitz ist ihm verhaßt und ich weiß, daß er seit Jahr und Tag daran denkt, seine ganze Habe zu verkaufen, und Gott weiß wohin, fortzuziehen. Es haben auch vor Kurzem Verkaufsunterhandlungen stattgefunden, sind aber ohne Resultat geblieben."

„Vielleicht," rief plötzlich Philipp, „werde ich glücklicher sein! Ich habe nämlich — unter uns gesagt — die Absicht, die Mühle zu kaufen; deshalb bin ich hier, nicht zum Vergnügen, Herr Doctor!"

„Ha, ha!" lachte Schmey, „Sie wollen Müller werden? Sie, der Theaterhabitué, der Protektor des Ballets, der echte Wiener Bonvivant? Im Kraßnitzbach giebt's keine Austern und in den Waldcoulissen ringsum keine freundlichen Nymphen!"

„Sie verkennen mich ganz!“ erwiderte Philipp, der das Gelächter übel nahm, im Innern aber vergnügt schien, sich in der Mühle in der Eigenschaft eines Käufers vorstellen zu können. „Ich scheine ein Lebemann und bin's auch gewesen, aber ich habe die Gabe, mich jeden Augenblick in einen Geschäftsmann verwandeln zu können. Doch genug des Geplauders, die Thatsachen werden sprechen. Auf, lassen Sie uns gehen! Lassen Sie uns die Bergmühle ansehen und Bekanntschaft mit Herrn Dubsky machen!“

Sie erhoben sich und verließen den Garten.

Die Drei waren eine kleine halbe Stunde einen von Hecken eingefaßten Weg gegangen und stiegen, linker Hand vom Bache begleitet, der sowohl Scheppkes' Eisenwerke, als auch Dubsky's Räder in Bewegung setzte, durch wechselnde und anmuthige Gründe hinan. Der Himmel war blau, die Fluren glänzten in der Morgensonne, das Getreide, hochemporgeschossen, senkte das Haupt in Erwartung der Schnittzeit, die in dieser etwas bergigen Gegend spät eintritt. So erreichten die Drei gemächlich plaudernd, das Gehöft, das sie schon lange vor sich gehabt hatten.

Die sogenannte Bergmühle war ein einstöckiges,

aber lang hingezogenes Gebäude mit verschiedenen Seitenflügeln und Nebengebäuden; sie sah äußerst stattlich und behäbig aus. Die weißgetünchten Wände, das weitvorgebaute, wie Schiefer in der Sonne glänzende Schindeldach, das auf phantastisch geschnitzten Tragbalken ruhte; Alles machte den Eindruck alter, von den Voreltern ererbter, ländlich-tüchtiger Wohlhabenheit.

Die Wanderer traten in die Thalsenkung, die gleichsam den Vorhof der Mühle bildete. Da war ein kleiner Teich von Erlen umsäumt, welche ihre Schatten klar im schwarzen Wasserspiegel abzeichneten. Ringsum standen moosige Felsen, theilweise mit Nadelholz bedeckt; das klare Bergwasser schäumte über die arbeitenden Räder und mischte sein Brausen mit dem Tiktak der Mühle. Türkische Enten auf dem kleinen Teich, allerlei Hausgevögel, pickend um den alten Taubenschlag versammelt, eine alte schwarze Katze, die auf dem Geländer der zum ersten Stock hinaufgehenden Freitreppe lag und sich sonnte, bildeten die weitere ländliche Staffage des Bildes.

Man traf den Bergmüller in einem kleinen Stübchen vor einem großen in grüner Leinwand gebundenem

Hauptbuch, in welchem er Zahlen summirte. Er war ein Funfziger, von untersetzter, gedrungener Statur und mit jenem jugendlich freundlichen Ausdruck im vollen, gerötheten Gesicht, der Vertrauen und rasche Familiarität erweckt. Auf seiner breiten Stirn liegt Intelligenz; der Mund, der gern zu lachen scheint, läßt zwei Reihen wohlerhaltener Zähne sehen; die Augen sind blau und blicken freundlich, aber ihre Lebhaftigkeit läßt auch im Fall des Angriffs eine ganz gehörige Widerstandskraft erwarten. Er selbst ist aus diesem Gesicht leicht zu deuten: ein tüchtiger, jovialer Mann, der nicht viel Worte macht, wohl aber immer das Rechte findet, wo's Noth thut.

„Ei, lieber Scheppkes!" rief Dubsky, als ihm Jener die beiden Fremden vorgestellt, „welche Ueberraschung! Seien Sie herzlich gegrüßt, Herr Stropp! — Ihr Herr Bruder steht mit mir in vieljähriger Verbindung und Sie —" er wandte sich an Doctor Schmey, „sind Sie wirklich der kleine Markus? Klein sind Sie zwar noch immer, es ist aber aus Ihnen inzwischen was Tüchtiges geworden! Wie die Jahre dahinfliegen! Ich erinnere mich, wie Sie mit einigen Jungen unweit von den Mühlenrädern gebadet haben

— ich fing Sie ab und schrieb Ihnen eine Warnung für künftige Fälle auf den nackten Rücken. Nichts für ungut! Die Striemen sind vergessen? Nicht wahr? Und dieser kleine Gassenjunge, der mich damals so geärgert, ist jetzt der Redakteur einer großen Zeitung, die mir täglich ein solches Bedürfniß ist, wie das Mittagsessen selber! Doch — da ich von der Zeitung spreche — da sind Sie mir eben zu unrechter Zeit in den Wurf gekommen. Warum kriege ich sie nicht mehr seit einigen Tagen? Haben Sie alle Ihre Drucker und Setzer auf die Sommerferien mitgenommen?"

„So wäre ich der Erste," antwortete Schmetz, „der Ihnen sagt, daß unser Blatt suspendirt ist?"

„Suspendirt! O Du mein Herr!" rief Dubsky mit einem tragikomischen Seufzer. „Sehe ich denn die Dinge noch immer zu rosenfarben an? Das wäre mir nicht eingefallen. Suspendirt! War doch immer nur ein gemäßigt-oppositionelles Blatt! Und glauben Sie, daß man es wieder freigiebt?"

„Das kann der einfache staubgeborene Mensch nicht wissen," erwiderte Schmetz bitter scherzend. „Das

steht bei den höheren Militairmächten, den Göttern der Heerschaaren."

„Ja wohl, die haben jetzt zu entscheiden!" brummte Dubsky finster, sich mit geballter Faust hinter das Ohr fahrend. „Jetzt lernt man wieder an den Gott der Heerschaaren glauben! Nun, Sie, lieber Doctor, wissen sicherlich so gut wie ich davon zu erzählen. Doch — still davon. — Sie wollen meine Mühle kaufen?" sagte er zu Stropp gewendet. „Ich wünschte, daß der Kauf zu Stande käme .... Ich möchte aus diesem Neste fort, je eher, je lieber. Sie werden an mir keinen unbilligen Mann finden, und Sie sehen mir wie Einer aus, mit dem sich ein vernünftiges Wort reden läßt. Ja, ja, zu Ihnen hätte ich Zutrauen, wenn Sie mir auch nicht durch einen so braven Mann, wie meinen Nachbar Scheppkes empfohlen würden und einen Namen hätten, der in der Geschäftswelt einen so guten Klang hat."

Stropp nickte bescheiden und wollte eine Erwiderung machen, als ein junges Mädchen mit einigen Flaschen und einem Kaffeebrett, auf welchem Gläser standen, eintrat.

Das Mädchen — es zählte höchstens achtzehn

Jahre — war die lieblichste Blondine, die sich denken läßt. Etwas Frisches, lieblich Neckisches, war in ihrer ganzen Erscheinung. Auf ihren zarten, sanften Wangen lag das zarteste Roth, das Haar, von dunklem Goldblond, hob sich leicht emporgehoben in natürlichen Ringeln von der klaren, reinen Stirn, die großen, schönen Augen von dunklem Braun leuchteten beim Aufblick mit einem hinreißenden Feuer. Sie hatte etwas so Mildes, Weiblich-Sanftes in ihrem ganzen Wesen. Und doch fehlte es, wie der aufmerksame Blick erkannte, diesem zarten Köpfchen nicht an Ernst und Festigkeit. Diese braunen Augen blickten sicher und manchmal beinahe trotzig in die Welt, dieser Mund mit den perlengleichen Zähnen hatte etwas Energisches. Man merkte gleich in der Art, wie sie das Tischtuch entfaltete und mit einem raschen Gruß die Fremden einlud, daß sie sich trotz ihres zarten Alters als Hausfrau in der Mühle fühlte.

„Meine Tochter Hedwig!" sagte Dubsky. „Mein einziges Kind!"

„Wohl einzig!" sagte Doctor Schmey mit innigem Wohlgefallen, während Stropp ruhig dreinschaute und sich den Schnurbart drehte, „wohl einzig!"

„Bei Gott!“ sagte Scheppkes, der, wie die meisten Israeliten, einen regen Sinn für das Familienleben hatte, sein Gläschen leerend, „was Gut und Geld auf Erden werth ist, weiß ich, aber ich begreife nicht, wie der ärmste Schlucker ganz unglücklich sein könnte, wenn er eine so liebe, schöne, wohlgerathene Tochter besäße, wie Ihre Hedwig ist! Doch darüber ist nur eine Stimme im ganzen Pfarrbezirke!“

Hedwig erröthete und Dubsky meinte: „Sie können auch an Ihrer Sarah Freude haben! Das ist ein Mädchen, gegen das die Hedwig da nur ein ungebildetes und einfältiges Ding ist.“

„Meine Sarah,“ sagte Scheppkes mit Achselzucken, „liest Französisch, kann singen und Clavier spielen. Sie hat es so gewollt. Mir wäre sie eben so lieb, wenn sie das Alles nicht könnte. Wozu braucht das ein Mädchen auf dem Lande? Ja, ich kann wohl sagen, sie hat viele Sachen und Künste gelernt, und wenn sie mich frägt: wie gefällt Dir das? möchte ich antworten: je besser, je schlimmer! Mit dem Clavier ging's noch, da hat sie sich in der letzten Zeit eine Physharmonika angeschafft — o diese Physharmonika — und schon spricht sie wieder von der Zither —“

„Seien Sie nicht ungerecht!“ rief Dubsky. „Was man weiß, ist gut, man kann nicht genug lernen —“

„Grundfalsch, da muß ich protestiren!“ brauste Scheppkes empor. „Leute, die zu viel wissen und können, werden unausstehlich. Und vollends die Mädchen, die Frauen — denen steht die Unwissenheit in tausend Dingen so gut, wie das einfache Hauskleid, in dem man an die Arbeit gehen kann. Denn die Frauen — eitel sind sie Alle — ob sich die Eine mit Bändern und Ohrringen herausputzt, die Andere mit raren Kenntnissen — das läuft auf Eins heraus. Die Eine staffirt sich den Kopf auswendig, die Andere inwendig — das ist der ganze Unterschied! Die Eine will vor ihren Freundinnen den neuen Mantillenschnitt voraus haben — die Andere ihr Englisch oder den Heine und Börne.“

„Ei, lieber Herr Scheppkes,“ rief Hedwig, „Ihr Urtheil ist hart! Müssen wir armen Mädchen denn Alles nur lernen, um damit zu prunken? Man kann freilich leben und glücklich sein im schlichtesten Zimmer und mit dem einfachsten Hausgeräth, aber ist die zu tadeln, die sich den Raum, in dem sie sich bewegt, ausschmückt und verschönert? Das einfache Hauskleid

ist gut, aber manchmal wird dem Herzen sonntäglich zu Muthe, und die Stimmung müssen Sie ihm auch gönnen. Wenn das Mädchen, statt immer nach dem Kochbuch, einmal nach Gedichten greift, ist es darum zu tadeln? Stellen wir nicht auch Blumen vor's Fenster, die eigentlich überflüssig sind, um uns an ihrem Duft zu erfreuen?"

„Herrlich! herrlich!" rief Schmey. „Sie haben diesen Vandalen glorreich geschlagen! Sie sind für die Ehre der weiblichen Bildung eingestanden und haben für sie mit der Wärme eines schönen Gemüths plaidirt. Dies Glas auf Ihr Wohl, mein schönes Fräulein!"

„Ei, die wird stolz werden, wenn ein Herr von der Feder sie lobt!" sprach Dubsky. „Es sind doch alles nur Flattusen! Sie spricht Kluges und Dummes durcheinander, wie sich's trifft."

Unter solchem Geplauder hatte man ausgetrunken und Vater Dubsky gab das Zeichen zum Aufbruch, um seinen Gästen die Räumlichkeiten der Mühle und die Grundstücke zu zeigen. Hedwig ging mit.

Der Bergmüller unterzog sich seiner Aufgabe als Wegweiser auf's gewissenhafteste und schenkte den Mit-

gehenden die Besichtigung keines noch so unbedeutenden, noch so schwer zugänglichen Gelasses. Er begann mit den geräumigen Kammern, wo hier die von den Landleuten herbeigeschafften Getreidesäcke aufgestaut lagen, dort das Mehl der Verladung harrte, wobei denn ein Langes und Breites von der Kraßnitzer Mühlengerechtigkeit gesprochen wurde, und führte dann seine Gäste in die Mahlkammer hinab, deren schmucke und praktische Einrichtung alle Anerkennung fand. Und nun ging's weiter durch das alte, phantastische, wie von einem geheimen Leben pulsirende Labyrinth von Kammern und Kämmerchen, wie man es eben in einer ehrbaren, alten und alterthümlichen Mühle auf dem Lande findet.

Dubsky war mit Stropp, der ganz Geschäftsmann schien, weit vorangegangen, während die Uebrigen weit hinten zurückblieben und sich Zeit ließen, mit Hedwig zu scherzen und zu lachen. Doctor Schmey war ganz entzückt von dem Kinde und vergaß auf dem Wege alle Kriegsgerichte, Censur, den Herrn von Rack und die ganze Reaction.

Stropp fiel es auf, daß Dubsky, der doch kein Loch unbesehen ließ, mit einem Kämmerchen im obern

Stockwerk eine Ausnahme machte. Er drehte den im Schlosse steckenden Schlüssel rasch um und schob ihn in die Tasche.

„Was ist das für eine Kammer?“ fragte Stropp scheinbar unverfänglich.

„Die hat kein Fenster,“ erwiderte der Bergmüller rasch weiter eilend, mit plötzlich ernsten Mienen.

Der Zufall strafte ihn Lügen. Nachdem der Schlüssel abgezogen war, zeigte sich der Thür gegenüber auf der weißgetünchten Wand ein Licht, das nur zu klar bewies, daß die Sonne gerade in die Kammer scheine.

„Mir war es doch,“ sagte Stropp, „wie wenn Jemand darin gewesen wäre?“

„Der hätte sich gewiß gemeldet!“ rief der Müller und stieg, wie es schien, eiliger als nöthig, die Treppe herunter.

Nun ging es an die Wiesen, Aecker und den Wald. Stropp besichtigte sie fortwährend mit den Mienen des ernst an den Kauf denkenden Geschäftsmannes, und Dubsky, dem das seiner Besitzung und deren Verwaltung gespendete Lob schmeichelte, war oft über

die sachkundigen Bemerkungen eines so jungen Mannes ganz erstaunt.

„Ich wundere mich nur," sagte er zuletzt, „daß ein Mann von Ihren Kenntnissen und Mitteln sich hier in Kraßnitz vergraben will, zumal Sie einen Bruder haben, mit dessen Hülfe es Ihnen leicht wäre, irgend ein Geschäft in einer großen Stadt anzulegen."

Stropp lächelte überlegen und sagte erst dann: „Was heißt heutzutage eine große Stadt? Der Geschäftsmann sieht nicht auf die Bewohnerzahl, sondern auf den Ort, wo es sich leicht und gut producirt, wo sich ein gutes Verkehrsnetz befindet und ein Markt ist. Das ist dann für ihn eine große Stadt."

„Sie werden nicht sagen," bemerkte Dubsky sceptisch, „daß das in Kraßnitz der Fall ist?"

„Heute noch nicht," erwiderte Stropp unendlich sicher, „aber morgen, vielleicht übermorgen. Wie dann, wenn in ein, zwei, drei Jahren eine Eisenbahn hier durchzöge?"

„Ja," sagte Dubsky, „dann freilich hätte die Sache ein anderes Gesicht!"

„Es ist eigentlich unklug von mir," sprach Stropp, „daß ich als Käufer davon rede, aber ich weiß, daß

Sie nicht der Mann sind, der aus meinen Mittheilungen einen unbilligen Vortheil zieht. Die Eisenbahn, von der ich gesprochen, ist eine beschlossene Sache."

„Ah!" rief Dubsky hochverwundert.

„Mein Bruder Arnold," sprach Stropp, „hat, wie Sie wissen, große Connexionen. Er hat mir Alles an die Hand gegeben. Unsere Regierung, der man Reaction vorwirft, hat aus der letzten Revolution viel gelernt. Sie wird freilich jene Freiheiten, die die Völker verlangen, nicht geben, wird aber das Uebel auf einer andern Stelle, und, wie ich glaube, an der richtigsten, curiren. Der Handel, die Gewerbe werden mit aller Macht gehoben, Eisenbahnen und Verkehrswege gebaut, eine Marine geschaffen werden. Oestreich muß ein Industriestaat ersten Ranges werden. Die allgemeine Wohlfahrt wird allen Freiheitsgelüsten den Stachel nehmen."

„Sie glauben?" erwiderte Dubsky im Tone des Zweifels. „Ich höre und lese immer, daß gerade die Freiheit das Mittel und der Weg zur Wohlfahrt ist. Ich meine, daß das befruchtende Element für Handel, Verkehr und Gewerbsflor solche staatliche Einrichtungen sind, durch welche die Völker glücklich und zufrieden-

gestellt werden, und daß Handel, Verkehr und Gewerbe kein System vertragen, das dem Volke mit Gewalt aufgedrängt wird."

„Ich theile fast durchwegs Ihre Ansichten," erwiderte Stropp, „doch — lassen wir uns nicht in theoretische Debatten ein! Ich sage Ihnen, an Kraßnitz vorüber wird in einigen Jahren eine Eisenbahn laufen. Da wäre das Geschäft verdreifacht! Man müßte die herrlichen Wasserkräfte auf's Aeußerste beschäftigen, eine Dampfmühle errichten, ein Exportgeschäft nach dem nahen Bayern organisiren. So muß man die Sache angreifen — dann kann man auch eines großen Erfolges gewiß sein."

Dubsky war von dem Unternehmungsgeiste des jungen Mannes ganz hingerissen. Er sah ihm beistimmend im Geiste zu, wenn auch damit nicht gesagt ist, daß er sich, als ein in seinen Kreisen sehr verständiger Mann, an der verwegenen Spekulation mit einem Capital betheiligt hätte.

„Natürlich billigt es Ihr Bruder?" fragte er.

„Nur halb und halb," lautete Stropps Antwort. „Ihm wäre es am liebsten, wenn ich in seinem Geschäfte, das er selbst kaum übersehen kann, geblieben

wäre. Doch, mein Gott! man will sich auf seine eigenen Füße stellen. Eins ist aber sicher: wenn mich mein Bruder in der ersten Zeit ganz entbehren könnte, er wäre der Erste, der mich zum Ankauf der Mühle antriebe."

Man war inzwischen wieder beim Hause eingetroffen. Stropp hatte sich entschlossen, die Mühle zu kaufen und kam mit dem Bergmüller überein, daß er Nachmittags wieder erscheinen werde, um von den Büchern Einsicht zu nehmen. Der Müller freute sich, einen so soliden Käufer gefunden zu haben und versprach, einen annehmbaren Preis zu fixiren und Stropp alle Bequemlichkeiten bei der Erlegung desselben zu gewähren. Er sagte sogar, daß es ihm lieb wäre, zwei Drittel in seinem eignen Interesse auf der Mühle stehen lassen zu dürfen.

Mit diesem Anfange hochzufrieden, entfernte sich Stropp mit seinen beiden Begleitern.

„Das ist ein prächtiger Mensch, dieser Stropp!" rief der Müller, als er mit Hedwig wieder auf der Stube allein war.

„Er ist sehr ernst für sein Alter," erwiderte Hedwig. „Er macht eine rechte Ausnahme von den Stadt-

herren, die den Mädchen immer schön thun. — Wird er die Mühle kaufen?"

„An mir soll es nicht liegen, wenn der Handel nicht zu Stande kommt," meinte Dubsky.

„Ach, wie ungern werde ich das Haus verlassen!" seufzte Hedwig. „Alle meine Erinnerungen bleiben hier! Doch — wir haben darüber schon oft gesprochen — ich will Dir nicht im Wege stehen."

Dubsky zog sein Kind zärtlich an sich, küßte es auf die Stirn und sagte schelmisch lächelnd:

„Du gehst ungern aus der Mühle. Der Käufer ist ein prächtiger Mensch und wird eine Frau brauchen. Vielleicht —"

Hedwig sah dem Vater ernst und traurig in die Augen, dann belebte sich ihr Gesicht, sie sagte: „Woran denkst Du! Der Herr hat mich ja kaum beachtet."

Dann flog sie davon.

Drittes Kapitel.

Was man im Eisenhammer bei Tische plaudert.

Während der für weibliche Schönheit äußerst empfindliche Doctor Schmey noch an Hedwigs Seite Süßholz raspelte, wurde er schon von Fräulein Sarah Scheppkes mit besonderer Sehnsucht am Gartenzaun erwartet. Er hatte nämlich, ohne es zu ahnen, auf das Gemüth des Mädchens einen gewaltigen Eindruck gemacht. Sarah war ein eigenthümliches Wesen. Voll idealer Anflüge und voll des Unglücks, auf dem Lande, unter Menschen, deren Bildungsgrad sie tief verachtete, leben zu müssen, besaß sie dennoch einen klaren Sinn für das Häuslich-Praktische. Wo sich das Hausbackene mit dem Phantastischen in hohem Maße verbindet, wird nicht selten das Drollige geboren und so konnte

es nicht ausbleiben, daß auch das hochgebildete Landjudenmädchen nicht selten dem Gespött verfallen mußte. Sie war unstreitig zur Gattung der Blaustrümpfe zu zählen, aber zu der eigenen Spielart, wie sie nur auf dem Lande gedeiht, in einer gewissermaßen hinter der Zeit zurückgebliebenen Form und Farbe.

Es war natürlich, daß ihr Herz einem Manne wie Schmey, mit dem sie auch der gemeinsame Glaube verband, rasch entgegenschlagen mußte. Schmey's Aeußeres hatte zwar nicht den Zauber, der Herzen gewinnt, aber die Erfahrung aller Zeiten bestätigt, daß in den Augen der Damen die Schönheit des Mannes neben dessen Geist und gesellschaftlicher Bedeutung als völlig unwesentlich erscheint.

Schmey war klein und unansehnlich, seine Gesichtsbildung von unverkennbar jüdischem Typus und beinahe häßlich zu nennen. Seine Augen aber waren von angenehmer Lebhaftigkeit und großer Ausdrucksfähigkeit. Das wußte er und war ewig bemüht, durch ein coquettes Augenspiel seine stiefmütterlich bedachte Erscheinung zu idealisiren. War er auch kein Genie, so besaß er immerhin einen ausgezeichneten Verstand, weltmännische Routine und einen sichern Instinkt, die

Menschen zu behandeln und ihre Interessen zu durchblicken — ein seinem Stamme angebornes Talent. Er hatte auch eine gewisse Dialektik, die von Scharfsinn und Tiefe entfernt war, aber auch nicht an's Banale und Alltägliche streifte. Für ein Mädchen wie Sarah hatte er eine umstrickende Beredsamkeit. Entscheidend war aber seine Wirkung durch seine Stellung als Redakteur eines der ersten Oppositionsblätter, das den Mann und alle seine Eigenschaften gleichsam auf einen Sockel hob.

Als Schmetz in Begleitung Stropps und Vater Scheppkes' sich dem Hause näherte, flatterte Sarah in einem hellen, duftigen, romantischen Gewande den Gästen vogelleicht entgegen. Der Anzug contrastirte mit der kleinen, vollen, untersetzten Gestalt und mußte, wenn man eben von der poetischen Hedwig entzückt herkam, einen ungünstigen Eindruck machen.

Sarah's Gesicht war voll und stark, aber gesund gefärbt, die Haare tiefschwarz.

„Sie kommen spät," sagte sie zierlich, vor freudiger Erregung lächelnd. „Ich fing schon zu fürchten an, daß die schöne Bergmüllertochter Sie in ihre Fesseln geschlagen und als ihre Sclaven bei sich behalten habe."

„Mein Fräulein," erwiederte der Doctor, der noch immer an Hedwig dachte, mit einer riesigen Anstrengung der Galanterie, „ich sage mit Hamlet: hier ist ein stärkerer Magnet!" — Er reichte der vor ihm Stehenden ein Bouquet Feldblumen, die er auf dem Heimwege gebrochen.

Man ging zu Tische. Während des Essens kam Sarah wieder auf Hedwig zu sprechen. Sie sagte: „Es ist mir unbegreiflich, daß die beiden Herren, die noch immer so viel von der Mühle sprechen, kein Wort über die schöne Müllerin fallen lassen. Ich sollte glauben, Sie müßten von ihr entzückt sein!"

Stropp, der im Geheimen ganz entzückt war, sagte: „Es ist wirklich keine Affectation von mir, wenn ich sage, daß ich das Mädchen nur im Fluge und wie im Traume gesehen habe. Sie wissen, meine Herren —"

„Das kann ich bezeugen!" fiel Vater Scheppkes rasch ein. „Herr Stropp ist gar nicht von des Alten Seite gewichen. Das begreift sich aber auch. Mit einem solchen Kauf ist eine große Verantwortlichkeit verbunden."

„Um so mehr," fügte Stropp hinzu, „da ich nicht

ganz freie Hand habe. Mein Bruder übt strenge Controlle und ich möchte nicht um Alles in der Welt, daß das gute Verhältniß, das jetzt zwischen uns besteht, wieder getrübt werde."

„Sie, Herr Doctor," wandte sich Sarah an Schmey, „haben dort keinen Kauf beabsichtigt. Was sagen Sie?"

Der Doctor, die weibliche Eitelkeit richtig berechnend, entgegnete kühl:

„Recht nett, sogar sehr nett, aber doch nur eine Dorfschönheit. Diese Art von Gesichtern findet man eigentlich nur schön, wenn man sie unter einem ländlichen Dache antrifft. In ein Boudoir versetzt, ist diese Schönheit plump. Es gibt Mädchen, die uns nur im Mieder und mit dem runden Strohhut gefallen."

„Auch meine Meinung," erwiederte Sarah langsam und gedehnt, wie wenn ihre Eitelkeit nicht gleich den Muth fände, so schrecklich ungerecht zu sein. „Manche Mädchen sind in der That wie die Blüthe der Waldrebe. Im Walde duftet sie; verpflanzt man sie in den Garten, so wird sie gewöhnlich."

„Ein geistreiches Bild!" rief Schmey. „Nur muß ich, obwohl ein höchst mittelmäßiger Botaniker, hinzu-

setzen, daß nicht alle Feld- und Waldblumen ein ähnliches Loos trifft. Es gibt Blumen, die gewissermaßen nur durch ein stiefmütterliches Geschick in die Einsamkeit gestellt worden sind und die erst im Garten und im Treibhaus ihre volle Entfaltung und Veredlung erhalten."

Sarah fuhr auf ihrem Stuhl entzückt empor, sie nur konnte mit der Blume gemeint sein, die in ländlicher Einsamkeit stand und doch eigentlich geboren war, einen Salon zu zieren. So verstanden und gerade von Schmey so verstanden zu werden, war für sie von einer geheimnißvollen aber seligen Vorbedeutung! Von diesem Compliment vollkommen gesättigt und verlegen, was sie darauf erwiedern solle, wandte sie sich an ihren Tischnachbar zur andern Seite.

„Aber Herr Stropp," sagte sie, „wir haben über Tisch kaum ein paar Worte von Ihnen gehört. Was sind Sie so nachdenklich? Wo stecken Ihre Gedanken? In Wien oder in der Bergmühle?"

„Ich finde selbst," versetzte der Angeredete, „daß ich ungewöhnlich ernst und stumm bin; sonst müßte mich Ihre liebenswürdige Munterkeit längst erwärmt haben. Ich rechne immerfort — ich rechne — und doch ist es fast unnütz — in diesem Momente jeden-

falls unartig ... Ich will mich bessern! Ich will gleich von Hedwig zu reden anfangen. Das Mädchen scheint unendlich eingezogen zu leben —"

„O sehr, sehr!"

„Ist es ihr Geschmack oder des Vaters Wille?"

„Eigentlich kömmt Beides zusammen."

„Wie ich meine, kann sie kaum zwanzig Jahre zählen?"

„O, nicht so viel, höchstens achtzehn."

„Allerdings," bekräftigte Vater Scheppkes. „Achtzehn Jahre. An ihrem Tauftag hat der Blitz in den Kirchthurm eingeschlagen. Es sind im nächsten September achtzehn Jahre."

„So jung!" rief Stropp. „Die kann von der lieben Welt nichts wissen!"

„Und ich sage Ihnen dagegen, die führt das Hauswesen wie eine echte Hausmutter. Und das ist keine Kleinigkeit, wenn man täglich zwanzig Menschen am Tische hat."

„Das ist schön! Ich wundere mich nur, daß ein so reiches Mädchen noch keinen Freier hat. Auf dem Lande —"

„Sie ist ja noch so jung," meinte Frau Scheppkes.

„Dazu sind Mädchen nie zu jung!“ lachte der Vater.

„Ich finde sie seit einem Jahre doch sehr verändert,“ sagte Sarah, wie Eine, die schüchtern anfängt, etwas ohne Mißdeutung an den Mann zu bringen.

„In wiefern?“ fragte der Vater ganz unbefangen.

„Ich spreche sie sehr oft und besitze einige Beobachtungsgabe. Sie hütet sich, etwas davon merken zu lassen, aber meinem Auge entgeht es nicht.“

„Pah, Du meinst die Sache mit Julius Werner?“

Stropp zuckte heimlich zusammen.

„Und wäre das so falsch geschlossen?“ fragte Sarah mit einem sichern Blicke.

„Ei,“ sagte die Mutter, „das war ein Spiel und ist gewiß lange vergessen!“

„Glaub' es nicht, Mutter. Ich weiß, was ich weiß!“

„Was Sie da sagen!“ rief Stropp, sich schon auf das Aergste gefaßt machend. „Ein Mädchen, das so kindlich, so unerfahren aussieht!“

„Nun, Sarah,“ sprach der Vater unwillig, „jetzt sage, was Du weißt, damit die Leute nicht, Gott weiß was, denken. Hedwig hat diesen Julius Werner

gern gesehen. Böses kann man ihr darum nicht nachsagen."

„Gott behüte," rief Sarah. „Freilich meine ich den Julius Werner! Ist es denn keiner Rede werth, wenn ein so junges Mädchen einen so verzehrenden Liebeskummer im Herzen trägt?"

„Ah!" rief Stropp erbleichend. „Will es der Vater nicht zugeben?"

„So weit ist es eigentlich nicht gekommen," sprach Sarah. „Gewiß ist es aber — das weiß ganz Kraßnitz — daß sie sich sehr gern gesehen. Werner war damals Kaufmann. Da kam das Jahr Achtundvierzig. In Folge eines Streites, den er mit dem Bergmüller gehabt haben soll, ging er als Freiwilliger nach Schleswig-Holstein, war aber zur Zeit der Oktoberrevolution wieder in Wien. Von dort stammt die letzte Nachricht über ihn. Seitdem ist er verschwunden und verschollen."

„O, das ist sehr traurig!" sagte Stropp, froh aufathmend.

„Auf solche Art," meinte Schmey, „ist er schwerlich mehr unter den Lebenden. Der ist in Wien umgekommen oder auf der Flucht. Man hat so viel ähn-

liche Beispiele! Hedwig hofft wohl noch auf seine Wiederkehr und das stärkt ihren Gram."

„Ich glaube," versetzte Sarah, „sie ist eben deshalb so unglücklich, weil sie nichts mehr hofft!"

„In diesem Alter," fuhr es aus Stropp heraus, „findet sich immer Trost!"

„Das kommt nicht auf die Jahre, sondern auf das Mädchen an," erwiderte Sarah. „Thekla hat sich auch nicht mehr getröstet, als Max gefallen war."

„Halten Sie Hedwig für so tieffühlend?" fragte Schmey.

„Ich halte sie für ein ausgezeichnetes, seltenes Mädchen, dem nur etwas Bildung fehlt, um Alles, was es denkt und fühlt, in Worte zu kleiden."

„Vor Ihrer Menschenkenntniß muß man Respekt haben!" rief Schmey, dem die vernommene Ansicht über Hedwig nicht unwahrscheinlich vorkam, in soweit er darüber nach seiner kurzen Unterhaltung mit der Müllertochter urtheilen konnte. „Sie zeigen mir die kleine Müllerin in einem ganz neuen Lichte und jetzt weiß ich erst, warum ihr kindliches Wesen, mit einem frühzeitigen, in Herzeleid gereiften Ernst verbunden,

mich so eigen berührte. Sie lösen mir das Räthsel mit einem Worte!"

So wurde noch eine ganze Weile geplaudert. Inzwischen war der Tisch zu Ende und die Gesellschaft begab sich in das Gartenhäuschen, um dort den Caffee zu nehmen. Kaum hatte man sich niedergesetzt, als ein scharfes Getrabe von mehreren Pferden auf der Landstraße, die hart am Garten vorüberführte, näher und näher kam.

Sarah, Stropp, die Eheleute Scheppkes voran, eilten an den Zaun, um das Schauspiel der Cavalcade nicht zu versäumen. Nur Schmey blieb unbewegt, kaum hatte er den Kopf jener Seite zugewendet.

Mehrere Herren, darunter ein paar Offiziere, und zwei Damen in langen wallenden Reitkleidern passirten, halb in eine Staubwolke gehüllt, die Allee, die zum gräflichen Schlosse führte.

„Die Comtesse Cornelia und eine fremde, wunderschöne Dame!" rief Sarah.

„Aber," rief Schmey höhnisch den an den Tisch Zurückkehrenden entgegen, „wie können Sie diesem hochmüthigen Volk den Gefallen erweisen, es anzustarren?"

„Sie irren, Herr Doctor," sagte Sarah, um

Schmey's Achtung besorgt, da sie diese Schwäche gezeigt hatte. „Ich wollte nur die Comtesse Cornelia sehen ... Ach, die ist so schön, ich sehe sie so leidenschaftlich gern —"

„Das mag sein," fuhr Schmey fort, „aber die stolzen Reiter werden das nicht glauben! Wenn man sie ignorirt, sind sie unglücklich, sie haben Zuschauer nöthig, um ihren Flitterglanz zu zeigen und dafür sehen sie auch auf dieselben von ihren Rossen verächtlich herab und scheinen mit ihren kalten, starren Blicken zu sagen: Du bist mir ganz unbekannt, bürgerliches Gesindel!"

„Da sieht man den Demokraten!" rief Scheppkes.

„Und der Herr Doctor hat nicht ganz Unrecht," fügte die Frau hinzu. „Ob je der Herr Graf oder die Comtesse uns angesprochen? Und wir sind ihre nächsten Nachbarn seit dreißig Jahren!"

„Das ist wahr," sagte Scheppkes, „aber was hat der Graf mit uns zu thun? Er spricht mit Niemandem im Orte. Dennoch, wo er der Gemeinde einen Dienst erweisen kann, geschieht's."

„Es wäre besser," versetzte Schmey, „die Gemeinde hätte seine Wohlthaten nicht nöthig. Was er hier

einer Gemeinde gibt, nimmt er in Wien tausend anderen. Ah! Gehen Sie mir mit diesem Rückschrittsmann, mit diesem Famulus Metternichs, der sich jetzt über die Erbschaft seines Meisters hermacht und sie vermuthlich verworrener zurücklassen wird, als er sie gefunden! Mein Blatt hat ihn von Anfang an bekämpft und wird ihn bekämpfen bis zum letzten Hauche!"

Sarah war von dieser politischen Leidenschaft ganz entzückt. Selbst der alte Scheppkes konnte dem Redner eine gewisse Bewunderung nicht versagen.

„Gott!" rief er. „Was ein Journal wie das Ihrige für eine Macht hat! Wenn hier Jemand über den Herrn Grafen ein Wort sagte, er würde eingesteckt werden! Sie schreiben das öffentlich und es wird von Tausenden gelesen, welche an der Opposition das größte Vergnügen haben!"

In demselben Moment trat ein galonnirter Lakai in blauer Livree und weißer Halsbinde rasch in den Garten.

„Um Entschuldigung," — wandte er sich an den Hausvater, „wohnt nicht bei Ihnen Herr Doctor Schmey?"

„Ich bin es," erwiderte dieser, sich erhebend. „Was wünschen Sie?"

„Seine Excellenz," lautete die Antwort, „der Graf von Thieboldsegg lassen den Herrn Doctor bitten, heute Abends um acht Uhr zum Thee zu erscheinen. Ganz en famille."

Schmey war, wie die Uebrigen, ganz verdutzt, die Antwort wollte ihm nicht zur Kehle heraus. Endlich sagte er gemessen:

„Ich werde die Ehre haben."

Der Lakai entfernte sich mit tiefen Verbeugungen.

„Seltsam!" sagte Schmey. „Was will dieser starre Aristokrat von mir? Hat nicht am Ende eine Verwechselung stattgefunden?

„Wie wäre das möglich!" riefen Mehrere wie aus einem Munde.

„Eine Einladung vom Excellenz-Grafen!" rief Scheppkes, über die Ehre, die seinem Glaubensgenossen und Gastfreund so unverhofft widerfuhr, ganz glücklich. „Das kann nur etwas Gutes bedeuten! Und ganz en famille! Wirklich, wir haben eben geklagt! Es war Unrecht. Die Stände nähern sich —

die Großen steigen herunter — der Excellenz-Graf selbst — o, Schmey, — wenn Ihr seliger Vater das erlebt hätte! — Ganz en famille! — Sarah! Sarah!"

Er schloß seine Tochter entzückt in die Arme.

Viertes Kapitel.

Wie die vornehme Soiree verläuft.

Die Gesellschaft im Schlosse hatte im Lauf des Nachmittags einen Zuwachs erhalten. Der General Baron von Greifenstein, ein alter Herr, war mit seiner Gemahlin angekommen und dort einquartirt worden.

Der General war ein Mann von jenem unverfälschten, altösterreichischen Typus, welcher einer vergangenen Generation angehört und die Bedingungen seiner Entwickelung in der Gegenwart nicht mehr findet. Jene biederherzige Gemüthlichkeit, welche von der äußersten Nachgiebigkeit bis zur heftigsten Starrköpfigkeit geht, aber aller Verstellung und Falschheit unfähig ist, stellte sich in ihm zugleich mit der offensten Vorliebe für's Althergebrachte in ihrer ganzen Rein=

heit dar. In der Epoche, in der er geboren wurde, war es noch nicht Mode, seine Ursprünglichkeit durch Schulbildung in einem besonderen Grade zu verderben, wenn man nicht eben ein Professor oder ein Gelehrter überhaupt werden wollte. Baron Greifenstein hatte sich die größte Urwüchsigkeit bewahrt und alle Weltbegebenheiten, alle Fortschritte der letzten funfzig Jahre hatten diese nicht erschüttert, sondern wunderbarer Weise nur befestigt. In der Erfüllung seiner Pflichten war er die Pünktlichkeit selbst, in soweit diese von der Dienstordnung befohlen war. Er unterzog sich da jeder Strapaze, während er das übrige Leben als einen Lehnstuhl betrachtete, dem kein schwerer Gedanke nahen durfte. So kommt es, daß der alte Haudegen ein Alter von achtundfunfzig Jahren erreicht, ohne jemals ein anderes Buch als den Militärschematismus und das Offiziersreglement in der Hand gehabt zu haben. Seltsam und bezeichnend ist seine Scheu vor der Feder. Es kostet ihm die größte Anstrengung, auch nur seinen Namen zu unterzeichnen; ein Blatt Papier mit Buchstaben zu bedecken, kurz einen Brief schreiben, hält er für eine Aufgabe, die nur ein Literat von besonderem Talent bewältigen könne.

Dieser greise Krieger hat ein volles, starkgeröthetes Gesicht, dessen Ausdruck aus einer merkwürdigen Verbindung von Gutmüthigkeit und corporalmäßiger Strenge besteht. Sein Schnurrbart, der einst, wie noch aus einzelnen Partieen ersichtlich, von einem röthlichen Blond gewesen sein mag, jetzt aber beinahe ganz ergraut ist, imponirt durch merkwürdige Länge und Breite. Er ist nach dem Vorbild jenes energischen Feldherrn zugeschnitten, dem der General in den letzten Jahren unterstand, eine Combination von Schnurr- und Backenbart und contrastirt seltsam mit seiner natürlichen Kopfbedeckung. Diese ist von einer großen, beinahe ängstlichen Dürftigkeit. Alle Haare sind durch die äußersten Zwangsmaßregeln zusammen berufen worden, um eine Art Kuppel über den kahl gewordenen Scheitel zu bilden und treffen in der Mitte des Kopfs in einer Art Arkade, im Spitzbogenstyl gedacht, zusammen. Aber sie krönen dort, wie es scheint, nur den Sitz bescheidener Geisteskräfte, während die Kauorgane, von jenem mächtigen Haynauschnurrbart beschattet, ganz wunderbar präponderiren.

Gegen Abend war die ganze Gesellschaft im Kastanienwäldchen versammelt und erwartete nur die

letzten Gäste, um den Thee zu nehmen. In dem Pavillon an der Cascade stand der gedeckte Tisch und auf demselben der im Scheine zweier Lampen blinkende silberne Theekessel.

Der General war der Einzige und Erste, den ein immer treuer Appetit hingezogen hatte. Er unterhielt schon ganz ungenirt ein ziemlich lebhaftes Vorpostengefecht mit den kalten Speisen, welche seine Kampflust nicht ungestraft herausgefordert hatten.

Der Rest der Gesellschaft umstand im Halbkreis einen jungen Rittmeister und hörte einer Erzählung aus dem italienischen Feldzuge mit hohem Interesse zu. Der Rittmeister, Arthur Haldenried mit Namen, ein hochaufgeschossener junger Mann mit einem interessanten und intelligenten Kopfe, keckblickenden blauen Augen und langem blonden Schnurrbart, war einer der in Kraßnitz einquartirten Offiziere und der erste seiner Kriegsgefährten, welcher sich einer Einladung bei dem Grafen zu erfreuen hatte. Er besaß gewissermaßen den Vorzug eines alten Bekannten durch den Umstand, daß er den Grafen auf dessen Durchreise in Verona zur Besichtigung des dortigen, damals eben im Bau begriffenen befestigten Lagers als Dollmetsch

begleitet hatte. Die Baronin drängte den jungen Mann durch immer erneuerte Fragen zur detaillirtesten Erzählung und markirte in starken Zügen das Interesse, das sie daran nahm. Endlich trat der Graf aus dem lauschenden Halbkreise einige Schritte heraus und rief einen alten Diener, der in einiger Entfernung stand, an.

„Auf ein Wort, Koß! Wo bleibt Doctor Schmey? Sollte er nicht kommen?"

„Gnädiger Herr," erwiderte der alte Koß, „ich will unter einem Vorwand zu Scheppkes herabgehen und mich unterrichten. Zugesagt hat er es."

Doch ehe er mit seiner Rede zu Ende gekommen, erschien der Vermißte an der Ecke des Schloßflügels und — durch ein sonderbares Zusammentreffen — dicht hinter ihm, als ob er den compromittirten Schriftsteller escortire, der Bezirkshauptmann.

Aller Augen waren im Nu auf den Doctor gerichtet, theils aus Neugier, theils durch den Stachel mächtiger Vorurtheile, während man ihn doch äußerlich ganz zu ignoriren schien und Herrn von Rack mit affektirter Zuvorkommenheit und Liebenswürdigkeit empfing. Nur der Graf machte eine Ausnahme und

ging dem Redakteur, welcher im schwarzen Anzug, mit weißer Weste und Binde angethan, unter den obwaltenden Umständen in einer ihm ganz fremden Gesellschaft eine begreifliche Gène empfinden mußte, sogleich entgegen.

„Herr Doctor," redete er ihn an, „wenn meine Einladung Sie befremdet haben sollte, so dürfen Sie es getrost auf die Rechnung Derer schreiben, die mir den Ruf übermäßiger politischer Intoleranz verschafft haben. Ich achte jede fremde Ueberzeugung, selbst wenn ich sie bekämpfen muß, besonders wenn dieselbe, wie in Ihrem Donaureich, mit so viel Talent und Erfolg aufzutreten vermag."

Schmey verbeugte sich stumm.

„Sie sehen," fuhr der Graf mit einem seltsamen Lächeln fort, „daß ich mich geflissentlich bei Ihnen auf den Standpunkt eines Gegners stelle und nicht auf den Ihres ehemaligen Gutsherrn, welchen auch ein rein gemüthliches Interesse treiben konnte, sich ein Kraßnitzer Kind nach Jahren wieder anzusehen, welches sich aus den beengendsten Verhältnissen herausgearbeitet, um eine Rolle in der Welt zu spielen. Alles, um nicht in den Verdacht zu kommen, daß die abgeschaffte

patriarchalische Gerichtsbarkeit, gegen die Ihr Blatt so heftig gekämpft, noch in meinem Kopfe herumspuke."

Schmey beantwortete diese freundliche, eigentlich liberale und doch auch von Anmaßung nicht ganz freie Anrede unter Bücklingen mit der schmeichelhaftesten Anerkennung, aber bei aller erregten Eitelkeit leuchtete seinem praktischen Kopfe doch nicht ein, daß sich hinter der Liebenswürdigkeit des Grafen nicht irgend ein sachliches Interesse verstecken sollte.

Während des kurzen Gesprächs hatte die übrige Gesellschaft, von Cornelia geführt, im Pavillon Platz genommen. Frau von Wallhof hatte sich eiligst der Nachbarschaft des interessanten Rittmeisters versichert, zwischen sie und Comtesse Sophie hatte sich Herr von Rack gesetzt, gleichsam um gegen die Regungen seines noch immer verliebten Herzens einen moralischen Halt zur Hand zu haben. Neben der frommen Tante saß Cornelia, die die Hausfrau spielte; als ihr Grenznachbar hatte der alte General seine wohlabgerundete Gestalt bequem hingestreckt.

Als der Graf mit Schmey gleich darauf an den Tisch kam, schritt er sogleich zu einer einfachen Vorstellung, wobei er den Unbekannten nur kurzweg Doctor

nannte, offenbar mit weisem Takt, um die feindlichen Elemente ringsum nicht durch eine nähere Bezeichnung aufzuregen. Allein es war zu spät. Herr von Rack hatte in der kurzen Pause Zeit genug gefunden, eine gedrängte biographische Skizze des Ankömmlings voranzuschicken, in welcher er dessen Thätigkeit vor und im Jahre Achtundvierzig mit raschen und genialen Strichen skizzirte, und war, wie sich von selbst versteht, so gefällig gewesen, seine israelitische Abstammung nicht zu übergehen.

Die Wirkung der Vorstellung war daher eine so frostige, wie wenn die Gesellschaft sich des Gastes schämte und ihn nur bis auf Weiteres dulden wolle. Kein Wunder, daß der compromittirte Redakteur Hals und Brust zusammengeschnürt fühlte und zaghaft, als wenn er einer Versammlung erbitterter und von frischem Siege noch erhitzter Gegner beiwohnen müsse, nach einem der zwei freien Stühle zwischen dem General und dem Rittmeister griff, ungewiß, welchem von Beiden seine Nähe minder unangenehm sein könne. Endlich setzte er sich neben den General, während der Graf sich neben seiner Tochter niederließ.

Eine kurze, peinliche Stille trat ein, man hörte

innerhalb dieser nur das Schlürfen der Gäste und das Geklapper der Tassen, bis Frau von Wallhof das Schweigen brach, indem sie ein offenbar abgebrochenes Gespräch mit dem Rittmeister fortsetzte.

Doctor Schmey hatte indessen von Cornelia auch eine Tasse Thee erhalten. Diese eigentlich von selbst verständliche Sache hob seine gesunkene Stimmung. Er athmete endlich freier — er durfte eine menschliche Behandlung erwarten.

„Nicht wahr, Herr Rittmeister," ließ sich Frau von Wallhof vernehmen, „zehn Offiziere liegen in Kraßnitz? Hab ich Sie vorhin recht verstanden?"

„Zehn Offiziere, zu dienen! Jedoch auch Jene, die in der nächsten Umgebung einquartirt sind, mit eingeschlossen."

„Das ist prächtig! Da ließe sich ein Bal champêtre arrangiren! Was sagen Sie dazu, Cornelia?"

„An mir," erwiderte diese in ihrer ruhigen Art, „soll die Sache nicht scheitern."

Sie schlug die Augen nieder, um den Blicken Haldenrieds zu entgehen, auf den ihre Schönheit einen großen Eindruck gemacht zu haben schien.

„Das war freilich eine unnütze Frage!" rief Frau

von Wallhof, welcher bereits, von wilder Tanzlust ergriffen, alle Sinne schwanden. „Der Mensch hat kein höheres und unschuldigeres Vergnügen, als einen Ball. Und obwohl ich, in Folge einer überstrengen Erziehung, zur Eingezogenheit wie geschaffen bin und alle rauschenden Belustigungen hasse, so war ich doch von jeher auf Bälle wie besessen."

Diese halsbrecherische Antithese erregte eine solche Sensation, daß sich sogar der apathische General veranlaßt fand, eine Bemerkung zu machen.

„Aber, Baronin," sagte er mit dem gutmüthigsten Gesichte von der Welt, „da haben's wieder mal was recht Dummes g'sagt!"

„Aber, Herr General —" rief die angegriffene Frau, von diesem Mangel an Galanterie betroffen, während die Anwesenden mehr oder minder lachten.

„Nein, nein," protestirte der General, „da hilft keine Einred'! Das war g'rad' so, wie wenn Einer sagte: Mir ist das Trinken so z'wider, daß ich alle Abend' mit einem Rausch in's Bett geh'! Gerad' so ist's!"

Die Baronin wollte die Ehre ihrer Logik vertheidigen, der General ließ sie nicht zu Worte kommen.

„Nein,“ rief er gereizt, „da kommen's mit mir nicht auf! Was mir einmal nicht in den Kopf will, das kann nicht richtig sein, das kann nun und nimmermehr richtig sein!“

„Nun, Sie sind als Streiter und Rechthaber bekannt,“ erwiderte die Baronin, gute Miene zum bösen Spiel machend. „Uebrigens sind wir von der Sache abgekommen. Und wenn Ihnen, was ich sage, nicht gefällt, so muß ich Ihnen darauf erwidern, daß ich es für recht unartig halte, die Leute durch Seitensprünge aus dem Text zu bringen.“

„Jetzt muß ich interveniren!“ mischte sich der Graf hinein. „Frieden zwischen den Partheien! Ich stelle Schloß und Park den Herrschaften zur Verfügung, um einen Ball zu Stande zu bringen und ermächtige den Herrn Rittmeister, für eine hinreichende Zahl von Tänzern zu sorgen.“

„Ich sage immer,“ rief Frau von Wallhof mit glühenden Dankesblicken, „daß es keinen liebenswürdigern Mann und Wirth gibt, als unsern herrlichen Thieboldsegg! Herr Rittmeister, in der nächsten Woche muß der Bal champêtre stattfinden!“

„Ich sollte denken, liebe Wallhof,“ meinte Gräfin

Sophie, „Sie müßten sich noch von Ihrem Wiener Carneval angegriffen fühlen. Nach dem, was Sie mir erzählt haben —“

„Mon Dieu, der Winter war verhältnißmäßig still!“ erwiderte Frau von Wallhof. „Die Zeitverhältnisse waren nicht darnach angethan, das Vergnügen aufkommen zu lassen. Dagegen haben wir in Meran famose kleine Bälle gehabt.“

„Baronin sind in diesem Sommer in Meran gewesen?“ fragte der junge Krieger.

„Leider, leider!“ seufzte die Wallhof mit schnell sich verändernden Zügen. „Meine Gesundheit — ich habe eine Molkenkur brauchen müssen —“

Diese Behauptung erregte bei Allen, besonders aber bei den Herren, deren Augen längst die fast schon polizeiwidrig üppigen Formen der Baronin prüfend gemessen, ein unermeßliches Erstaunen.

„Eine Molkenkur?“ rief der Rittmeister. „Bei Ihrem unvergleichlichen Aussehen?“

„Wenn Sie mich gesehen hätten, als ich im Mai hinkam“ — sagte die Wallhof, im Kreis auf die Gesellschaft blickend, „ich war abgezehrt, — nicht zu kennen —“

Sie hielt ein Bischen inne, denn die Mienen der Zuhörer schienen durch diese merkwürdige Behauptung völlig alterirt, allein was für Andere eine Warnung gewesen wäre, sich zu mäßigen, hatte von jeher auf Frau von Wallhof eine verkehrte Wirkung. Sie hatte die Gewohnheit, Hyperbeln durch Hyperbeln glaubhaft machen zu wollen.

„Ich war nicht mehr zu kennen,“ sagte sie, „ich war ein Skelett geworden! Sie können sich einen Begriff von meinem Zustande machen, wenn ich Ihnen sage, daß der Arzt mich nicht in Behandlung nehmen wollte, wahrscheinlich weil er mich für aufgegeben von den Wiener Aerzten hielt und fürchtete, daß ich in Meran sterben könne. Aber nach drei Tagen schon, — Gott, welche Veränderung! O, diese Luft von Meran! Sie ist Balsam, Lebenselixir, die beste Arzenei. Nach drei Tagen schon fühlte ich mich beinahe gesund, wenn ich auch noch blaß und sehr abgespannt war — und konnte eine Bergpartie mitmachen — auf den — Gott, wie heißt doch der Berg, wo man die Aussicht auf zwanzig Schlösser hat —“

„Vermuthlich auf den Zenoberg —“ sagte Schmey, froh, endlich eine Bemerkung einfließen lassen zu können.

„Allerdings, auf den Zenoberg!“ rief die Baronin. „Ich war die Einzige, die auf dem Gipfel unermüdet ankam! Nein, diese Luft von Meran —“

„Allerdings eine wunderbare Luft, wenn sie Sie von einem Skelett so hergestellt hat!“ versetzte Gräfin Sophie ironisch, während der Graf sein Lächeln über die eben vernommenen Widersprüche hinter seinem Taschentuch verbergen mußte und der alte General losbrach:

„Da begreif' ich nicht, wie nicht Jeder, der's Geld dazu hat, nach Meran geht!“

„Ja, es ist ein merkwürdiger Ort!“ fuhr Frau von Wallhof fort. „Man braucht nur die dortigen Einwohner anzusehen, wie kräftig die sind! Krankheiten sind dort fast unbekannt und Niemand stirbt vor dem siebzigsten oder achtzigsten Jahre. Der Großvater des Amtmanns, bei dem ich wohnte, soll sich noch im fünfundachtzigsten Jahre zum vierten Male verheirathet haben! Im neunzigsten Jahre wurde ihm noch ein Kind geboren und dann lebte er noch, Gott weiß wie viele Jahre im vollen Gebrauch seiner Geisteskräfte.“

„Dieser Mann,“ bemerkte der Graf, „war ja der moderne Methusalem!“

„Daß ihm mit neunzig Jahren a Kind geboren worden ist, wenn er a junge Frau g'habt hat," sagte der General, „darin sehe i nix Wunderbares!"

„Aber erklären Sie mir, liebe Wallhof," fragte die Gräfin Sophie mit spöttischer Miene, wie kam es denn, daß die drei ersten Frauen dieses wunderbaren Greises alle so jung starben? Wenn alle übrigen Leute dort ein so hohes Alter erreichen, sollten auch diese —"

„Das ist auch mir räthselhaft!" erwiderte die Baronin, von dieser so einfachen Frage um alle Geistesgegenwart gebracht, ganz verlegen. Aber der Graf kam ihr schon mit ironischer Miene zu Hilfe; er erwiderte mit spöttischem Lächeln:

„Nichts ist leichter zu beantworten! Vermuthlich hatten diese Frauen die Gewohnheit, häufig Reisen zu machen, um ihre Verwandten zu besuchen. Sie wurden ein Opfer der Luftveränderung. Das ist klar!"

Die fromme Gräfin lächelte boshaft, der General schüttelte sich und Frau von Wallhof merkte endlich, daß man sich das Wort gegeben, sich über sie zu moquiren. Ihr heftigster Zorn richtete sich auf die fromme Gräfin, — denn Männern konnte sie nie ernstlich gram

werden — und sie bereitete sich im Stillen zu einem Ausfall vor. Aber — wie denn ihre Gedanken in ewiger Unruhe und Bewegung waren, verfielen sie plötzlich auf etwas ganz Fernliegendes.

„Mein Gott!" sagte sie — ihre Mienen veränderten sich, sie wurde bleich — „wir haben vorhin vom Ball gesprochen — ich bin doch leichtsinnig, wie ein junges Mädchen — ich habe alle meine Ballkleider in Wien gelassen!"

„Aber, liebe Wallhof!" rief Gräfin Sophie. „Hier auf dem Lande — ein Bal champêtre — Sie legen doch solchen Nebensachen eine Wichtigkeit bei — Es ist gewiß eine glückliche Zeit, in welcher uns das Spielzeug Alles ist und sich alle Gedanken um die Kinderpuppe drehen — nur passen solche Tändeleien für die Enkelin, nicht aber für die Großmama!"

Diese Worte wirkten wie ein Geschoß. Frau von Wallhof lehnte sich, wie tödtlich getroffen, auf den Stuhl, denn die Indiscretion, dem Rittmeister, in welchem sie bereits einen Anbeter gefunden zu haben glaubte, zu enthüllen, daß sie bereits eine mit einem Töchterchen gesegnete Tochter habe, konnte nur aus der grimmigen Absicht hervorgehen, das aufkeimende

Liebesverhältniß im Keime zu knicken. Furchtbare Rache kochte in ihrer Brust, aber sie hielt es für klug, vom Thema abzulenken und sich vorerst mit einem leichten Gegenschlage zu begnügen.

„Hm,“ sagte sie, sich emporrichtend. „Wie Sie Toiletten verachten! Vor zwei Jahren, liebe Sophie, haben Sie sich auch noch nicht so nonnenhaft getragen.“

„Das Kleid macht nicht die Nonne!“ versetzte die Gräfin in sanftem Tone und wuthblitzenden Blicken. „Ebensowenig macht uns Crèpe und Mousseline wieder jung —“

„Hören's, liebe Sophie,“ mischte sich der alte General in seiner urnaiven Weise herein, „da hat die Wallhof Recht, wenn sie sagt, daß Sie vor Jahren eine Andere gewesen. Da sind Sie auch nicht so viel in der Kirch'n g'steckt, wie heut. Wo der Holubina war, da sind Sie auch g'steckt — und das war kein Frommer — dem hat das Beten und die Litanei nicht viel Zeit wegg'nommen!“

Die Rede des Generals, der ein Privilegium besaß, Derbheiten zu sagen, erregte hämische Heiterkeit, aber Niemandem kam sie so gelegen, wie der Baronin. Sie hätte den alten Haudegen küssen mögen.

„Greifenstein! Sie sind immer der liebenswürdige Spaßvogel!“ rief sie freudebebend. „Und nun auf unsern Ball zurückzukommen, kündige ich Ihnen an, daß ich Sie zur ersten Tour abholen, und wenn ich einen Korb erhalte, gleich, im Ballkleid wie ich bin, abreisen werde.“

„Nun,“ erwiderte der alte General, „da können's im Voraus einpacken und Ihre Kisten auf die Post schicken! Ich hab' in Ungarn so viel tanzen müssen, daß ich es noch immer in allen Knochen spür'. An die letzte Polka bei Temeswar werd' ich zeitlebens denken!“

„Die armen, armen Soldaten!“ rief Frau von Wallhof mit einem beredten Blick auf den Rittmeister, der ihm einen ganzen Himmel öffnen sollte.

„Hu! Hu!“ schüttelte sich Comtesse Sophie zu Herrn von Rack gewendet. „Das war eine wüste Zeit! Die Sprachenverwirrung vom Thurmbau zu Babel fiel mit der Sündfluth zur Strafe der gottverlassenen Menschheit zusammen!“

„Man spricht immer nur von den Strapazen der Soldaten,“ sagte Herr von Rack. „Ja, sie waren riesig, blutig, über alles Maaß! Wer aber denkt

daran, daß wir, die wir eigentlich auch Soldaten, Soldaten der inneren Ordnung sind, daß auch wir Tag und Nacht auf dem Marsche waren und noch sein müssen, und mit der Privatrache und der Wuth des niedrigsten Pöbels gekämpft haben und noch kämpfen! Dem Polizeimann flicht die Mitwelt keine Kränze und das Gefühl, seine Pflicht in aller Bescheidenheit erfüllt zu haben, muß ihm genügen! Meine Herrschaften, ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß ich zehnmal in Lebensgefahr geschwebt habe, kleiner Schabernake nicht zu gedenken! Zum Beispiel, wie oft mir die Fenster eingeschlagen, der Hut des Abends angetrieben, ja, wie oft mir Steine nachgeworfen worden sind! Ein solcher Undank schmerzt, wenn man fühlt, wenn man immer nur das allgemeine Beste im Auge gehabt hat! Aber" er erhob sich kühn und mit herkulischer Attitüde, „aller Terrorismus der Straße hat es nicht vermocht, mich je zu beugen, und ich kann mich mit Stolz darauf berufen, daß ich, an so vielen Stationen ich auch gedient, nirgendwo bei den Massen populär gewesen bin!"

Während die Gesellschaft bei dieser Expektoration, die mit vielem Beifall aufgenommen wurde,

kurz verweilte, fanden sich zwei der Anwesenden zu seltsamer Reflexion veranlaßt, zwei sehr verschiedene Menschen, die aber manche Vergleichungspunkte gemeinsam hatten: nämlich der Rittmeister und Doctor Schmey. Beide befanden sich zum erstenmal in einer so hocharistokratischen Gesellschaft und fanden sich durch den darin herrschenden Ton, die fraubasenhafte Weltauffassung und die so zu sagen anstandslose Bitterkeit der weiblichen Scharmützel sehr getäuscht. Bei Doctor Schmey gesellte sich noch ein eignes Mißbehagen hinzu. Wußte er eigentlich nicht, was er sollte, so mußten ihm die politischen Gesinnungen, die hier von Zeit zu Zeit ihren Ausdruck fanden, wie für ihn bestimmte Nadelstiche berühren, besonders, seitdem sich das Gespräch auf die revolutionären Ereignisse der letzten Jahre so unverhofft geworfen hatte.

Auch hatte er wohl vernommen, was von Rack, während der alte General gesprochen, seiner frommen Nachbarin zugeflüstert und was diese geantwortet hatte. „Wie kommt der Mensch eigentlich her?" hatte er gefragt. „Der gehört ohne Widerrede nach Josephsstadt oder nach Kufstein." — „Zum mindesten gehört er in's Ghetto!" hatte die Antwort gelautet. Schmey

war von Reue ergriffen, sich in den Burghof der Thieboldegg's gewagt zu haben, aber er sollte dies Gefühl noch bitterer empfinden . . .

„Und den ganzen Spektakel," ergriff der General wieder das Wort, „wer hat ihn angerichtet? Niemand Anderer als die Polen, die Juden und die vermaledeiten Federfuchser! Das Volk ist gut, das Volk ist brav! Es will nichts und ist mit Allem zufrieden!"

„Da muß ich bitten!" erhob Frau von Wallhof lebhaft Protest. „Das Volk ist in solchen Zeiten wie umgewechselt! Ich brauche nur an meine Abreise von Wien in der Oktoberwoche zu denken! Ich fuhr, blos von meiner Kammerjungfer begleitet, zur Mariahilfer-Vorstadt hinaus. Wenige Schritte vor der Linie stürzt ein bewaffneter Haufen heran, hält meine Pferde an und umringt den Wagen. Das ist eine Spionin, eine Aristokratin, die trägt Papiere zum Jellacic!" brüllt es wild durcheinander. Ich zitterte an allen Gliedern und hatte den Tod vor Augen. Da, um mein Entsetzen voll zu machen, kommt ein Nationalgardist herbeigestürzt, eine unheimliche, bärenmäßige Gestalt und drängt sich durch den Haufen auf mich

zu. Da verließen mich die Sinne, Gott weiß, wann ich wieder erwachte! Als ich die Augen aufschlug, war der Haufen aus einander gegangen, nur der Nationalgardist stand noch am Wagenschlag und hielt meine Reisetasche in der Hand, die er visitirt hatte, ohne compromittirende Papiere zu finden, aber auch ohne meinem Reisegeld, an dem Allen wohl am meisten gelegen sein mochte, auf die Spur gekommen zu sein. Das hatte ich vorsichtig in meine Unterkleider eingenäht. Dann erst ließ er mich mit einigen nichtssagenden Redensarten zur Stadt herausfahren!"

„Meine Herrschaften," ergriff Doctor Schmey, dem eine auffallende Aufregung in den Augen und in den Händen spielte, sich erhebend das Wort, „ich fühle mich verpflichtet, eine Erläuterung zur Ehrenrettung des Nationalgardisten, der in der Erzählung der Frau Baronin eine Rolle spielt, zu geben. Ich verwahre mich gegen jeden Vorwurf, der gnädigen Frau Entstellung der Thatsache zur Last legen zu wollen, da übergroße Furcht bei den zarten Nerven einer Dame jede Unrichtigkeit der Wahrnehmung in der Schilderung erklären und entschuldigen kann. Der Nationalgardist war Ihnen zu Hilfe gekommen und

hatte die Reisetasche aufgehoben, welche Ihnen während Ihrer Ohnmacht entfallen war. Er hatte ihren Inhalt nicht durchsucht, am allerwenigsten, um darin Geld zu finden. Das Schloß blieb unversehrt und auch Ihrer Person ist kein Leid geschehen. Für die Wahrheit der Erklärung bürge ich, denn dieser unheimliche, bärenmäßige Nationalgardist bin ich selbst gewesen!"

Die Sensation, welche diese Worte hervorriefen, war mächtig, aber sie schlug schließlich in ein allgemeines Gelächter um, denn die Beschreibung des entsetzlichen Gardisten, mit dem schmächtigen Aussehn des Redakteurs verglichen, gab einen komischen Maaßstab ab, um die ganze Phantasiefülle und Uebertreibungskunst der Baronin zu würdigen. Sie war die Einzige, welche nicht mitlachte, sondern wie niedergedonnert dasaß, bis sich ihre elastische Natur wieder ermannte, um Worte der Entschuldigung zu finden. Sie war harmlos und unfähig, wissentlich Jemandem Unrecht zu thun, und nahm somit nicht zu neuen Lügen Zuflucht.

Schmey aber bedauerte beinahe, nicht geschwiegen zu haben, denn die Erinnerung an seine Betheiligung

und Thätigkeit in Aufruhrszeiten schien ihm in diesen Kreisen unvortheilhaft. Er hatte nur nothgedrungen das Wort ergriffen, weil er in seiner Verstimmung die Erzählung der Frau von Wallhof für eine feindselige Anspielung auf seine ihr vielleicht wohlbekannte Person gehalten.

Dieser Knalleffekt der abendlichen Unterhaltung hatte aber die ganze Gesellschaft von ihren Sitzen aufgestört. Die Gräfin ging die erste am Arme des Bezirkshauptmanns bei Seite, während der Rittmeister mit den übrigen Damen die Frische der Nachtluft im Garten aufsuchte.

Der Graf, der mit Doctor Schmey zurückgeblieben war, hatte sich inzwischen zu dem letzteren gesetzt und eine Unterhaltung angesponnen, in welcher sie von dem in Schlummer gesunkenen General kaum gestört werden konnten.

„Wie lange bleiben Sie?" fragte der Graf.

„Nicht lange, Excellenz. Unser Journal ist, wie Ihnen bekannt sein dürfte, suspendirt und ich mache mir keine Illusionen, daß dasselbe auf die Dauer weiter erscheinen könne. Ich habe meine publicistische Laufbahn in Blättern des Auslands begonnen und

befreunde mich mit dem Gedanken, dieselbe in einem freiwilligen Exil von Neuem aufzunehmen."

„Sie dürften doch irren, wenn Sie glauben, in Deutschland einen Boden dafür wie vor dem Jahre Achtundvierzig zu finden. Die Krise, in welcher wir stehen, ist eine europäische und einem Manne wie Sie, brauche ich nicht auseinanderzusetzen, daß die Regierungen gegen den Umsturz fortan solidarisch arbeiten. Die Zeit eingeschmuggelter Journale ist für immer vorüber und die bei uns erscheinenden Blätter werden Correspondenzen von ordnungsfeindlicher Tendenz nicht aufnehmen. Oder sollten Sie sich täuschen und glauben, daß die gegenwärtigen Zustände sich wieder lockern und den alten Agitationen wieder Spielraum lassen werden? Dann würden Sie die tiefe, wahrhaft radikale Umkehr zu den Principien, auf welchen die moderne Gesellschaft allein beruhen kann, vollständig verkennen und die Bedeutung der Niederlage, welche phantastische Doctrinen erlitten, zu niedrig anschlagen. Unsere Generation zum wenigsten wird vor dem Handstreich der Bewegungspartei gesichert sein! Sie, Herr Doctor, würden über solche Erwartung zum Greise werden, der sich die Brachlegung

seines Talents zum Vorwurf machen und ein weggeworfenes Leben beklagen müßte!“

„Excellenz,“ erwiderte Schmey, „es wäre Großthuerei von mir, wenn ich den tiefen Eindruck, den Ihre Worte auf mich gemacht haben, läugnen wollte, während die ganze Last der Enttäuschung und das ganze Gewicht einer welthistorischen Situation auf mich und auf uns Alle, die wir eine Partei waren, einen grausamen Druck ausübt. Was mich betrifft, so habe ich mir meinen Weg kaum noch klar vorgezeichnet. Ich komme mir wie der Soldat einer besiegten Armee vor, ich weiß nur, daß ich capituliren und die Waffen auf Gnade und Ungnade ausliefern muß, nicht aber, was ich, in Freiheit gesetzt, treiben werde. Wenn ich an die zwei vergangenen Jahre zurückdenke, schwindelt mir und wird mir wüste zu Muthe, so zwar, daß ich an meinen Ueberzeugungen irre werde, weil ich es an den Menschen und Völkern geworden.“

„Umgekehrt, Herr Doctor,“ sprach der Graf. „Sie und Ihre Partei haben die Völker mißverstanden und verkannt und ihren eigenen Doctrinen blinden Glauben geschenkt! Die Völker haben zuletzt immer den Instinkt, ihre Interessen zu ergreifen. Wenn die

Doctrinen etwas getaugt hätten, so wären sie von den Völkern acceptirt worden und wir, jetzt die Sieger, wären jetzt die Gefangenen. In der Politik ist der Erfolg der Sieg; Alles, was zu diesem führt, ist gut, richtig, einzig praktisch; was diesen vereitelt thöricht, falsch, verderblich, denn die bei den Demokraten so arg verschrieene Waffe entscheidet in letzter Instanz eine edle, wie eine unedle Sache. Sehen Sie die Geschichte an, aus ihr sieht man, wie es in der Welt geht, während die Theorie ihr Ideal in die Luft baut und zeigen will, wie es in der Welt gehen könnte, wenn diese anders wäre. Da steckt der Wahn. Die Institutionen werden für die Menschen gemacht und die Menschen sind nicht für beliebige Institutionen da. Der Zaum ist erfunden worden, nachdem das Pferd da war, existirte aber noch nicht, als man ausging, ein Thier zu suchen, dem er passen könnte. So ist auch der Zaum erfunden worden, nachdem man gesehen, daß die Völker dessen bedürfen, und wer sich, wie die Ritter der modernen Humanität, nur einfallen läßt, diesen nothwendigen Apparat aus sentimentaler Großmuth zu lockern oder gar abzuschaffen, der wird aus dem Sattel in den Staub geworfen."

„Ich darf kaum etwas einwenden," entgegnete der Doctor nachdenklich und niedergedrückt, „denn es stünde dem Geschlagenen schlecht an, auf dem blutigen Schlachtfelde mit dem Sieger über die Kriegskunst zu debattiren. Ich —"

Er sprang empor und ging, sich mit der Hand auf der Stirn herumfahrend, auf und ab. Eine kleine Pause trat ein.

„Sie sehen," hob der Graf wieder an, „daß Sie mir Interesse einflößen. Es thäte mir leid, Ihre Fähigkeiten verloren gehen zu sehen, und ich hätte Lust, etwas für Sie zu thun."

„Excellenz —", murmelte der Redakteur überrascht und gerührt, während der Graf wieder fortfuhr:

„Ein Schlag und Ihr Journal ist nicht mehr! Unsere Politik ist aber nicht blinde Gewalt, die drauf los schlägt, wenn ein Keim an einem im Wege unbequem liegenden Gegenstande noch zu brauchen oder zu retten ist. Lassen Sie den Wahn fahren, daß wir die Unterdrücker der Völker spielen wollen, sondern seien Sie überzeugt, daß das Gemeinwohl unser Programm ist. Gehören Sie zu Denjenigen, deren politische Illusionen schon heute abgethan sind, und gehen Sie der

Gefahr nicht auf's Neue entgegen, indem Sie der Zeit eine falsche Diagnose stellen. Sehen Sie die Franzosen an, eine leicht entzündliche Nation, welche mit einem pikanten Epigramm, mit einer phantasievollen Phrase zu einer welthistorischen Aktion aufzustacheln ist, dennoch aber ihren Schwerpunkt nicht zu verändern vermag, nicht aus Mangel an heroischer Thatkraft, sondern weil die utopische Aufgabe nicht zu lösen ist. Ich weiß, daß Viele, von der Niederlage unbekehrt, noch jetzt mit verwundeten Köpfen und gefesselten Händen nach diesem Feuerheerde der Freiheit blicken.... Die Thoren! Frankreich wird nicht die Feinde seiner Scheinrepublik zermalmen, sondern im Gegentheil sie feiern oder gar krönen. Warum denn also sein Leben und sein Talent in einen Schmollwinkel stellen, oder beides zur Fortführung eines Prozesses einsetzen, welcher die verursachten Kosten nicht deckt? Begeben Sie sich lieber in die Reihen einer Regierung, welche durch eine fast tausendjährige Existenz glorreich bewiesen, daß sie den Pulsschlag der Zeit zu berechnen und die Kunst zu herrschen versteht. Erstaunen, erschrecken Sie nicht! Ich will Ihrer Ehre nicht nahe treten, ich will Sie nicht bestechen, nicht

kaufen! Ich will nur Ihr Talent retten, für ein lebensfähiges Werk retten, und mit Ihrer Hülfe die Leute, welche bisher sich ihr Orakel aus Ihrem Blatte holten, langsam und mit der Zeit zu den heilsamen Principien unserer Regierungsdoctrin herüberführen."

Dieser politische Sirenengesang machte auf Schmetz einen tiefen Eindruck und stahl sich um so glatter in sein Herz, je größer der Contrast zu den betäubenden Wellenschlägen der sturmvollen Situation war. Muthlos, mit den trübsten Aussichten, in der Gefahr, seine Feder zu ewiger Unthätigkeit verurtheilt zu sehen, war er zu dem ihm unerklärlichen Besuch in's Schloß gekommen und sollte hier plötzlich Athem und Muth schöpfen und durch die Perspective, es zum Chef eines officiösen Blattes zu bringen, die glücklichste Chance einer einflußreichen socialen Stellung mit dem glänzenden Gefolge ihrer Vortheile nach Hause mitnehmen!

„Excellenz!" rief er in großer Aufregung, deren Natur der Graf seinem Vorschlage günstig deutete, „ich bitte um Bedenkzeit! Ich brauche Nachdenken, Ueberlegung! Ich kann so schnell nicht ermessen, ob meine Ueberzeugungen sich Ihrer staatsmännischen

Ueberlegenheit unterordnen, oder von dem bestechenden Wohlwollen, welches so unerwartet auf mich einstürmt, gefangen genommen worden sind."

Sie wurden von der herbeikommenden Gesellschaft, welche auseinander zu gehen Lust hatte, unterbrochen.

Der Graf hatte auch nur Zeit halblaut zu Schmey zu sagen:

„Ueberlegen Sie! Das Weitere steht in Ihrer Hand."

Auch der alte General war bei dem entstandenen Tumulte erwacht und erhob sich.

„Ich hab' einen schrecklichen Traum g'habt," sagte er. „Mir steht noch der Schweiß auf der Stirn. Mir hat geträumt, daß ich über'n Zapfenstreich ausg'blieben und aus Furcht vor der Straf' desertirt bin. Weiß der Teufel, wie mir eine so verrukte freisinnige Idee in den Schädel hereinkommt!"

Fünftes Kapitel.

Worin Pläne über Nacht reifen.

Als Doctor Schmey aus der Soirée beim Grafen zurückkehrte, war schon längst Alles im Hause in Schlaf versunken. Nur das Nachtlicht, das vorsichtshalber auf die Treppe gestellt worden war, erwartete den späten Gast. Leise, auf den Fußspitzen auftretend, gelangte er in sein im oberen Stockwerk gelegenes, mit dem ganzen Luxus der Familie Scheppkes ausgestattetes Zimmer.

Er war in einer maaßlosen Aufregung. Alle Pulse klopften, das Herz schlug vernehmbar. Er riß den Fensterflügel auf und setzte sich auf einen Stuhl, um von der frischen, thauigen Nachtluft Beruhigung für seine tanzenden Nerven zu holen. Starke, über=

raschende Eindrücke, welche sich noch immer nicht niedergeschlagen hatten, um von der beherrschenden Macht der Reflexion geordnet zu werden, wühlten in ihm bunt durcheinander. Noch am Nachmittag hatte er sich durch die seinem Journal drohende Gefahr in seinem Wirken, in seiner Laufbahn überhaupt aufgehalten, um seine materielle und geistige Existenz beinahe gebracht gesehn. Abgesehen von den Ansprüchen, die ein Mann in seinem Alter auf Stellung und Haltung in der Gesellschaft macht, war er einer von Jenen, welche in der Journalistik aufgehen und in diesem verzehrenden Element alles Genügen finden. Er war rührig, behend, immer voran, immer kampffertig — er war Nichts, wenn er sein Blatt verloren geben mußte und sah, ohne seinen Geist besonders schärfen zu müssen, daß dasselbe, wenn es auch den gegenwärtigen Schlag überleben sollte, doch in kurzer Zeit von dem jetzt wehenden politischen Winde hinweggeblasen werden würde.

Da kam die Einladung in's Schloß, der Antrag des Grafen, so unverhofft, so verblüffend, so fabelhaft! Sein politischer Feind, dem er noch kurz zuvor den Fehdehandschuh trotzig hingeworfen, bot ihm die

Hand und wollte ihm die Ringbahn wieder eröffnen, auf welcher er Ansehn, Einfluß, vielleicht Reichthum erkämpfen könne. Er war ein Retter in der Noth — er war aber auch ein Versucher! Schmetz täuschte sich darüber nicht. Er war zu weltkundig, zu verständnißvoll für die Interessen, die die Menschen bewegen, um sich durch die liberalen Phrasen des Grafen über den Kern der an ihn gestellten Forderungen irre führen zu lassen. Er war sich darüber vollkommen klar, daß er die Regierung auf ihren geheimnißvollen Wegen zu begleiten haben werde, wenn er auch noch nicht ahnen konnte, wie unendlich weit er sich von den Ideen, die er bis zum heutigen Tage verfochten, werde entfernen müssen. Das Bewußtsein der Untreue hatte er doch schon und mußte sich, von der Welt der Thatsachen gebeugt, sagen, daß in stürmischen Perioden nicht nur die Kronen, sondern auch Reformmänner Zugeständnisse machen müßten. Es mag ununtersucht bleiben, welche Sophistik in diesem Ausspruche lag und welche Gewalt der geföderte Egoismus der Logik dieser fiebrischen, nächtlichen Ueberlegung anthat.

Dieser Conflikt der Ueberzeugung und des per-

sönlichen Interesses war ihm ganz neu und kostete ihm manchen Schweißtropfen, als er schwer kämpfend im Zimmer auf und ab ging, während im Nebenzimmer sein Reisegefährte in den gesundesten Schlaf versenkt, mit seiner löwenstarken Lunge durch alle Register störend laut schnarrchte.

Stunden vergingen, der Graf siegte über ihn. Nach langem Schwanken war er entschlossen und einmal auf diesem Boden festen Fuß fassend, hörte er nur den Schmeichelton des Ehrgeizes und sah nur die Hesperidenfrüchte, die ihm auf dem neuen Pfade in den Schooß fallen sollten, so daß er plötzlich über seine politische Wandlung leichteren Sinnes und mit lachendem Herzen dachte.

„Welches Verbrechen begehe ich denn!" rief es in ihm. „Ich gehe von der Opposition zur Ministerbank über. Ich höre auf abstrakter Schriftsteller zu sein und werde Diplomat, Staatsmann! Wo steckt da der Verrath? Jede That ist begrenzt, jede Idee schrumpft in der Ausführung zusammen, die wilde Journalistik schafft nichts, sie kitzelt nur, sie treibt; es ist ein Wendepunkt, den mir der Himmel bietet. Ich trete aus den politischen Flegeljahren in's Mannesalter!"

Er war mit sich fertig, er wäre vor Freude hoch aufgesprungen, wenn nicht etwas im Innern ihn gedrückt hätte. Es war kein neu erwachter Gewissenbiß, der Gesinnung entsprossen, es war ein rein äußeres Hinderniß, das ihm den Weg in's andere Lager zu versperren schien . . .

Schmey war wohl die Seele seines Journals, aber nicht dessen Herr. Ein reicher Wiener Rentier war der Eigenthümer. Dieser producirte selbst nichts, bewachte aber eifersüchtig wie ein Mohr das radikale Programm der Zeitung. Schmey wußte, daß jener Mann lieber das ganze Capital des Unternehmens in die Schanze schlagen und das Blatt unter dem Henkerbeil der Censur enden lassen würde, ehe er sich entschlösse, von dem Boden der damals in Oestreich formell noch immer zu Recht bestehenden Reichsverfassung ein Haar breit preiszugeben.

Wie nun frei verfügende Hand bekommen? Das war eine neue, dornenvolle Frage . . .

Der Eigenthümer, der seit langer Zeit die Sterbestunde seiner Zeitung von Tag zu Tag erwartete, hatte schon längst den Wunsch geäußert, von den Lesern ehrenvollen Abschied zu nehmen und das Blatt

zu verkaufen, oder, wenn sich kein Käufer fände, es zu Grunde gehen zu lassen.

„Wie," dachte Schmey, „wenn ich mich hinter Arnold Stropp steckte und das Blatt kaufte? Er thut mir die Gefälligkeit, aber den nervus rerum, das Geld muß ich haben. Mehr, als den Namen vorschießen wird mir die Freundschaft dieses kalten Spekulanten nicht! Woher aber nehmen und nicht stehlen? Möglich, wahrscheinlich, daß Thieboldsegg auch da einschritte — doch pfui! — streckt er Geld vor, sinke ich zum Lohnschreiber herab, zu seinem Werkzeuge, das er morgen wegwerfen kann! Ich würde sein Leibeigner. Ich muß — ich sollte der Besitzer sein!"

Abermals schweres Kopfzerbrechen. — Der Morgen begann schon am Himmel zu grauen.

„Halt!" rief er plötzlich. Eine leuchtende Idee zuckte in seinem Gehirn empor. „Wenn ich Sarah heirathete? Sie ist das einzige Kind, ihr Vater hat Geld, sie scheint mir, wenn mich meine Eitelkeit nicht täuscht, entgegenzukommen. Sie ist nicht schön — aber hinweg, poetische Träume, hinweg ihr Ideale, lebt wohl, ihr schönen Hedwig's für immer! — Ich

kann von Glück sprechen, wenn der Vater mir sie gibt. Schön ist sie nicht, aber was thut das? Sie hat einige Bildung, viel Bildung. Sie hat Anlagen, Liebe für geistige Interessen und in der That, sie hat gestern Mancherlei gesprochen, was einer Stadtdame Ehre machen würde. Ich will den Versuch wagen! So entgehe ich der Dürftigkeit, die ich so lange gekostet und begründe mir eine Stellung im höchsten Kreise der Menschen! Und ich sollte mich bedenken? Ich, splitternakt in die Welt gesetzt, der Sohn eines Trödeljuden? Ich will Sarah heirathen!"

Nachdem er eine Zeitlang grübelnd dagesessen und zum Abschluß gekommen war, warf er sich abgespannt, übernächtig auf das Bett, in welchem er sich noch lange von einer Seite auf die andere warf, bis er einschlief. Es war fünf Uhr Morgens geworden . . .

Schon um Sieben war Vater Scheppkes, vor Neugier brennend etwas über Schmey's Empfang beim Grafen zu hören, an die Thüre gekommen. Da er aber keinen Laut vernahm, kehrte er in den Garten zurück, wo seine Familie mit Philipp Stropp beisammen war.

„Er schläft!" sagte er. „Er schläft — man kann

sagen, auf seinen Lorbeeren! Ich habe mit der Thüre geklappert und mehrmals ein bischen gehustet — er hat mich nicht gehört!"

„Er muß in der That spät nach Hause gekommen sein," sagte Stropp. „Ich habe ihn nicht kommen gehört und war doch sicherlich bis gegen Mitternacht wach."

„Wenn er so lange geblieben ist beim Excellenz-Grafen," sagte der Alte, „so ist's ein Zeichen, daß er sich gut unterhalten! Gott, was hätte ich darum gegeben, unsichtbar dabei gegenwärtig zu sein, meinetwegen als ein Mäuslein! Ich sage Ihnen, Herr Stropp, der hat sich kein Blatt vor den Mund genommen, der hat, couragirt, wie er ist, mit seinen Meinungen nicht zurückgehalten und da hat der Graf sicherlich Ansichten zu hören bekommen, die ihm noch nie gesagt worden sind!"

„Ob doch die Comtesse Cornelia schon etwas vom Doctor gelesen haben mag?" fragte die Mutter.

„Wie kannst Du nur so fragen!" rief Sarah. „Die Comtesse ist ja ein hochgebildetes Mädchen, und wenn sie nicht selbst an solchen Dingen Antheil nähme, ihre Gesellschafterin, die Frau Hassenfeld, würde sie gewiß darauf aufmerksam gemacht haben. Ich ver-

sichere Dich, der Doctor wird noch heute berauscht sein von allen Complimenten, die die Comtesse ihm gemacht hat!"

„Da scheinen Sie mir doch eine nicht ganz richtige Ansicht von unserer Aristokratie zu haben," bemerkte Stropp. „Sie ignorirt am liebsten vollständig, was von liberaler Seite geschrieben wird. Geht sie an's Lesen, so geschieht dies aus Muß, aber selbst die größte Popularität wird einer echten Aristokratin kein aufrichtiges Lob eines freisinnigen Schriftstellers entwinden."

„Sie können Recht haben," erwiderte Sarah, „und es kann eigentlich auch nicht anders sein. Die Schriftstellerfeder ist der geborne Gegner der Turnierlanze! Indeß," setzte sie nach einer Pause hinzu, während ihr ganzes Gesicht im Strahl der Begeisterung leuchtete, „unser Doctor kann dadurch nicht an Ehre gewinnen, wenn die Comtesse ihm Complimente macht; sie, Cornelia, ehrt es, wenn sie ihn kennt und zu schätzen versteht. So fasse ich die Sache auf, und ich glaube, so ist's richtig."

Es wurde neun Uhr, Schmey erschien noch immer nicht. Vater Scheppkes mußte, ohne seinen Wissensdurst gestillt zu haben, nach der Sensenschmiede gehen.

Nicht lange darauf vernahm Sarah's feines, ungeduldiges Ohr, daß Schmey in seinem Zimmer umhergehe. Als sie sich die Gewißheit verschafft hatte, daß er schon völlig angkleidet sein müsse, begab sie sich in ein Seitenzimmer der oberen Etage, wo ein alter Flügel stand. Sie setzte sich hin und begann, gleichsam als Zeichen ihrer Gegenwart und als Zeichen einer der Erkenntniß der Männerherzen nicht abgeneigten Gemüthsart:

Bei Männern, welche Liebe fühlen,
Fehlt auch ein gutes Herze nicht.

Und da sie immer lauter drauf losstürmte, erschien nicht lange darauf der Ersehnte, im Vorübergehen von den Tönen angelockt, bei Pamina im Zimmer.

„Guten Morgen!" rief Sarah, enthusiastisch vom Flügel aufspringend. „Wie spät müssen Sie aus der Soiree gekommen sein! Haben Sie sich gut unterhalten? Welchen Eindruck hat die Comtesse Cornelia auf Sie gemacht? Erzählen Sie! Erzählen Sie!"

Der Doctor konnte beim besten Willen nicht aufrichtig sein, sondern mußte nothgedrungen die Bedeu-

tung der Einladung, wie den darauf folgenden schweren nächtlichen Kampf verhehlen.

„Mein liebes Fräulein," sagte er, „ich finde den Grafen charmant! Ich bin sogar bereit, bußfertig an's Herz zu schlagen und zu bekennen, daß mich gestern Vorurtheile verblendet hatten, als ich so herbe Aeußerungen gegen ihn that. Doch halten wir uns bei Bagatellen nicht auf," sagte er, halb aus Diplomatie, halb aus einer ihm im Glücke eigenen Vornehmthuerei, „es war eine Einladung, wie ich sie dutzendweise erhalte."

„Das kann ich mir denken!" sagte Sarah in gedämpftem Tone andächtiger Bewunderung, doch mit stolz hinstrahlenden Augen. „Ein so geistvoller Mann, wie Sie, muß von Jedermann aufgesucht werden! Ihre Artikel im Donaureich müssen selbst von Ihren Gegnern mit Bewunderung gelesen werden!"

„Sie sind gar zu liebenswürdig!" erwiderte der Redakteur sich verneigend. „Nicht alle meine Leser sind so milde Richter wie Sie, und ich darf Ihnen wohl gestehen, daß ich oft, wenn ich die Schaar meiner Angreifer messe, Augenblicke habe, in denen ich beinahe an meiner Mission als Schriftsteller irre

werde. Doch ich habe Sie im Spielen unterbrochen. Setzen Sie sich gefälligst wieder nieder und greifen Sie in die Tasten! Ich bin ein so großer Freund des Claviers, und wenn Sie vollends singen wollten —"

„Wünschen Sie sich keine solche Ohrenqual!" erwiderte Sarah überbescheiden, aber es war ihr nicht Ernst, sie bildete sich vielmehr auf ihr Spiel und ihre Stimme sehr viel ein.

„Die Künstler wollen immer gebeten sein!" drang Schmey von Neuem ein.

„Sie sind von vortrefflichen Virtuosen verwöhnt," antwortete Sarah, „ich bitte also gnädig zu richten!"

Sie hüpfte zu einem Pulte, wo ein Haufen von Musikalien lag. Sie suchte das Neueste hervor, was ihr erst jüngst die Musikalien-Leihbibliothek in Pilsen, wo sie abonnirt war, zugesendet hatte und begann — wer beschreibt Schmey's Verdruß, Schmerz und Erstaunen —

Ach, wenn Du wärst mein eigen,
Wie lieb solltest Du mir sein.

Dieses abgedroschene, in halb Europa bereits auf's Gründlichste abgethane Lied war somit in Kraßnitz noch ganz neu! Mußte diese Idee Schmey ein heimliches

Lächeln ablocken, so konnte er sich auch nicht enthalten, im Stillen über einen Text zu witzeln, der seinem Heirathsdrange mit einer so muthigen Naivität entgegenkam.

„Bravo! Bravo!" rief er lebhaft klatschend, als Sarah das Lied mit der Meisterschaft einer mittelmäßigen Choristin zu Ende gesungen. „An Ihnen ist eine prächtige Opernsängerin verloren!"

„Das sagen Sie mir unter vier Augen," erwiderte Sarah schlagfertig, „drucken ließen Sie es aber nicht, wenn Sie mich im Kärthnerthor gehört hätten!"

„Sie sind gräßlich mißtrauisch," versetzte Schmey. „Ich versichere dennoch, daß mir die gefühlvollen Töne, die ich eben vernommen, in Wien noch lange in den Ohren klingen werden."

„Das Lied ist allerdings sehr schön. Die Worte —"

„So hoch poetisch!"

„Die Melodie —"

„So seelenvoll ergreifend!"

„War das Lied Ihnen neu?" fragte Sarah.

„So gut wie neu — aus Ihrem Munde —"

„Immer Galanterie!"

„Nein, nein! Wahrheit, Ueberzeugung! — Wenn ich nach Wien zurückkomme —“

„Vorerst dürfen Sie von Ihrer Abreise gar nicht reden!“ unterbrach ihn Sarah. „Ich will's nicht!“

„Mein liebes Fräulein, das Muß des Lebens kümmert sich nicht um Ihr reizend schmollendes: Ich will's nicht! Das Leben —“

„Ich will nicht, daß Sie schon von Ihrer Abreise reden,“ fuhr Sarah im Tone eines schmollenden Kindes fort. Und sogleich darauf in einen höheren sentimentalen Ton überspringend: „Das erinnert mich an die Zeit, in der ich wieder gänzlich einsam unter Halbbauern zurückbleibe, während ich jetzt, so unverhofft, aus Ihrem geistreichen Umgange belehrende Unterhaltung und einen neuen Gedankenschatz schöpfe.“

„Machen Sie mich nicht stolz und unbescheiden,“ erwiderte Schmey äußerst ermuthigt und entschlossen, direkt auf das ihm vorschwebende Ziel loszusteuern. „Doch trotz Ihres Verbots diesen Punkt zu berühren, muß ich Ihnen zu meinem tiefsten Bedauern mittheilen, daß ich schon morgen —“

„Abreise —“, rief Sarah, die Farbe wechselnd.

„Ein unerwarteter Zwischenfall,“ sagte Schmey,

über den Schreckensausruf hocherfreut, „ruft mich gebieterisch zurück. Bei der kaum verdienten Theilnahme, welche Sie mir zu Theil werden lassen, muß ich hinzufügen, daß die Veranlassung meiner Abreise kein Unfall, kein Unglück ist. Vielleicht stehe ich am glücklichsten Wendepunkt meines schriftstellerischen Lebens. Ich würde jubelnd spornstreichs davonlaufen, wenn sich nicht das Bedauern einmischte, Ihrem gastlichen Hause Lebewohl sagen zu müssen und Ihrer Nähe —"

Sarah schlug die Augen zu Boden.

„Ja, mein Fräulein," fuhr er fort, „ich habe in so kurzer Zeit Ihren Geist und Ihr Herz so hoch schätzen gelernt, daß es kein bloßes Spiel der Phantasie war, als ich Sie gestern mit der Blume verglich, die im Waldesgrunde emporwuchs —"

Sarah war ganz ergriffen, sie hielt die Worte für einen rührenden Abschied und ahnte deren Tragweite und tiefen Gehalt erst dann, als Doctor Schmey, einem ziemlich veralteten Style huldigend, sich plötzlich vor ihr auf ein Knie niederließ. Es war ein überwältigender Moment! Gleich darauf lagen sie einander, sich Liebe und Treue schwörend, in den Armen.

Sie hatten eben noch Zeit, sich zu trennen, als

Vater Scheppkes rasch eintrat. Er war ohne die geringste Ahnung, daß da soeben ein Seelenbund geschlossen worden sei, der in kurzer Zeit einen beträchtlichen Eingriff in seine Sparbüchse zur Folge haben sollte. Voll großer, aber harmloser Neugier wollte er nur die merkwürdigen Eventualitäten der gräflichen Einladung bis in die kleinsten Details hinein vernehmen. Die schweigsame und reglose Haltung der Anwesenden machte ihn jedoch mitten in seinen Erkundigungen stutzig. Da aber trat Doctor Schmey entschlossen vor und sagte halblaut und bedeutungsvoll:

„Machen Sie sich auf die größten Ueberraschungen gefaßt! Ich bitte Sie, mir in's Nebenzimmer zu folgen." Mit Scheppkes im Nebenzimmer angekommen, fuhr er fort:

„Ich darf einem Ehrenmanne, wie Sie, ein Geheimniß anvertrauen. Meine gestrige Einladung war eine wahre Wunderkur für meine Zeitung, die, wie Sie wissen, an einer schweren Suspensionskrankheit darniederlag. Ich habe die größte Zukunft vor mir —"

„Freut mich von Herzen!" rief Scheppkes mit ungeheuchelter Theilnahme, mit vollem Herzensantheil.

„Doch," fuhr Schmey, einen Anlauf nehmend, fort,

„ich komme zum Wichtigsten. Ich wage es kaum vorzubringen und doch muß ich die Sache, da ich morgen abzureisen gezwungen bin, offen heraus sagen.“

„Nur heraus!“ ermunterte ihn Scheppkes cordial und fügte leiser mit einem nervösen Lächeln hinzu: „Brauchen Sie Geld?“

„Geld! Nein! Durchaus nicht!“ erwiderte Schmey, dem die unbeabsichtigte Ironie der Frage trotz des Ernstes der Situation nicht entgangen war. „Und doch verlange ich von Ihnen etwas, was mehr Werth in Ihren Augen hat, als alle Ihre Habe. Die aufrichtige Neigung, die ich im Herzen für Fräulein Sarah fühle —“

„Weiß sie etwas davon?“

„Sie erwidert meine Gefühle.“

„O, Ihr Spitzbuben!“ rief Scheppkes, vor Freude außer sich, den Redakteur an der Hand fassend und Sarah zuführend. „Hinter meinem Rücken! Nun, es ist Eure Sache! Möge Euch Gott so segnen, wie ich Euch meinen Segen ertheile!“

Die Verlobten fielen einander in die Arme. Die allgemeine Freude erreichte aber den Gipfel als die Mutter herbeigeholt und in Kenntniß von dem großen Ereigniß gesetzt worden war.

Sechstes Kapitel.

Worin Gensd'armen auftreten.

Am Nachmittag jenes Tages, der Sarah einen Bräutigam zugeführt hatte, saß Dubsky unweit von der Mühle, nahe dem Wasser unter einer mächtigen Linde und rauchte gemächlich seine Pfeife. Ihm gegenüber hatte Hedwig Platz genommen und zwar auf ausdrücklichen Wunsch ihres Vaters, dessen liebste Erholung es war, täglich eine Weile mit seinem geliebten Kinde zu plaudern.

„Wirklich, Kind," sagte Dubsky nach einer Pause, in welcher seine Augen ruhig sinnend auf dem schönen Angesicht seiner Tochter verweilt, „der Gedanke, der mir gestern durch den Kopf gefahren — Du weißt schon welcher — verläßt mich nicht. Und Du? Hast Du ihn nicht auch in Erwägung gezogen?"

„Nicht eine Minute lang!“ lachte Hedwig.

„Und fällt Dir nicht ein, daß junge Mädchen heirathen müssen?“

Hedwig flog auf ihren Vater zu, schlang den Arm um seinen Hals und sagte:

„Hab' ich denn Dich nicht, Vater? Bin ich nicht glücklich? Mir ist, als ob sich in meinem Leben gar nichts zu ändern brauchte! Mag es so dauern — lange, lange! Kann ich Dich vollends umstimmen, daß Du nicht von hier fortgehst, was hab' ich dann noch zu wünschen?“

„Aber es bleibt nicht immer, wie es ist,“ sagte Dubsky. „Unversehens werden wir alt. Liebes Kind, man hat den Vater nicht immer! Ich bin noch wohlauf für meine Jahre und doch hab' ich oft zu Zeiten das Gefühl: es wird Abend. Da wüßte ich gern, wer nach mir Dein Freund und Beschützer sein wird. So sprich doch — kann Dir — ich rede gar nicht von dem neuen Ankömmling — kann Dir von unsern jungen Leute gar keiner gefallen?“

„Keiner!“ sagte Hedwig ruhig.

„Der Aktuar Auwald, zum Beispiel,“ sagte der Vater, „ist ein herzensguter Mensch. Er liebt Dich, ich weiß

es, von ganzem Herzen. Wie dem schüchternen Menschen die Augen leuchten, wenn Du nur halbweg freundlich mit ihm sprichst—"

„Der Auwald!" rief Hedwig. „Ei, das wäre mir ein schöner Beschützer nach Deinem Sinn! Unselbstständiger als den hab' ich noch keinen Menschen gesehen! —

„So lehnst Du mir Einen nach dem Andern ab, wenn ich Dir Freier vorführe," sagte der Vater. „Du findest an Jedem was auszusetzen. Kind, ich weiß nur zu gut, was hinter diesem Ablehnen steckt — der heimliche Glaube, daß Jemand wieder kommt, der doch sicherlich — wenn nicht Alles täuscht —"

So war das Gespräch unversehens wieder auf diesen von Hedwig so gemiedenen Punkt gekommen, ihr Gesicht glühte von rasch aufflammender Röthe.

„Ach, lieber Vater," sagte sie, die Augen von ihm abwendend, „glaube nicht, daß ich noch daran denke — es wäre Thorheit und so thöricht ist Deine Hedwig nicht. — Ueber den, den Du meinst, hab' ich längst im Herzen das Kreuz gemacht. Ich weiß, der kommt nicht wieder. Doch sieh nur," sprach sie rasch, gleichsam froh, daß sich eine Ablenkung von diesem Ge-

spräch finde — doch sieh nur her — da kommt ja Besuch —"

Dubsky blickte empor, eine Gruppe von fünf Personen kam auf die Mühle zu. Bald erkannte man sie: voran ging Schmey, Sarah am Arme führend, in zweiter Reihe folgten Vater und Mutter Scheppkes in Begleitung Stropps.

„Ei, ei!" sagte Dubsky, die Pfeife weglegend, „Scheppkes an einem Wochentage spazieren gehend — das ist unerhört, das hat was zu bedeuten!"

Indeß war Schmey rasch vorangeeilt. „Lieber Herr Dubsky," sagte er, „meine Abreise findet eher statt, als ich glaubte. Morgen früh. Ich konnte aber nicht scheiden, ohne meinem treuen Abonnenten Adieu zu sagen." —

„Aber das ist ja abscheulich von Ihnen, Kraßnitz so bald den Rücken zu kehren!" sagte Dubsky. „Vater Scheppkes, haben Sie keinen Machtspruch gethan?"

„Der Teufelsmensch!" erwiderte der Alte. „Er begnügt sich nicht damit, abzureisen, er zieht mir auch noch meine Tochter nach."

„Was hör' ich!" rief Hedwig in die Hände klatschend.

„So ist's, verehrter Herr Dubsky, liebes Fräu-

lein," sagte Schmey. „Hier stelle ich Ihnen meine Verlobte vor."

„Ei, das ist ja wunderschön!" rief Dubsky. „Nun, das ist rasch gegangen! Sehen und siegen wie Cäsar. Da erkennt man den Sohn des Jahrhunderts, das mit Lokomotiven fährt."

„Wir feiern heute Abschied und Verlobung in einem kleinen Kreise," sagte Frau Scheppkes. „Da kommen Sie doch zu uns, lieber Nachbar?"

„Welche Frage; gewiß! Und ich will so lustig sein, wie Sie's nur verlangen können. Hören Sie, das ist einmal eine passende Ehe! Es fiel mir schon ein — denn ich bin ein Mensch, der die jungen Leute gern zusammenbringt. Jung gefreit.—"

Er schlug mit väterlicher Nonchalance den Arm um die Verlobte und sagte:

„Liebe kleine Sarah! Es ist der Beruf Ihres künftigen Gatten, Opposition zu machen. Wenn Sie das von ihm lernen sollten, wenden Sie es nur um Himmelswillen nicht im Hauswesen an. Aber — was brauche ich Ihnen gute Lehren zu geben! Wer eine so gute Tochter war, wird auch ganz gewiß eine gute Frau."

Die Ehegatten Scheppkes fühlten ihre Augen feucht werden und kamen mit ihren Taschentüchern zu Hilfe.

„Ein paar Flaschen!“ rief Dubsky einer vorübergehenden Magd zu. „Jetzt aber,“ fuhr er fort, als er bemerkte, daß Scheppkes noch weine, „lassen Sie es nicht mehr regnen — lassen Sie uns fidel sein. Sarah! Lassen Sie Sonnenschein kommen! Groß und hell genug dazu sind Ihre Augen!“

Sie gingen in die Laube, die mitten im Gärtchen stand und nahmen Platz.

„Wissen Sie was,“ sagte Dubsky zu den Verlobten, „im Laufe des Winters werde ich Ihnen meine Aufwartung machen. Ich hab' einen Bruder in Wien, den ich schon seit mehr als sechs Jahren nicht gesehen, den will ich einmal heimsuchen. Er ist ein guter, kreuzbraver Mensch, Wirth auf den Wieden.“

„So, so!“ meinte Schmey.

„Er hat die Restauration zum ewigen Licht.“

„Mir wohlbekannt!“ rief Schmey. „Das Haus ist in der Nähe der Redaktion und unsere Leute sind oft dort. Ich schicke oft hin, um meinen Hauptmitarbeiter, Grauwack, abholen zu lassen. So, so! wie sich das trifft, Ihr Bruder!“

„Ja, mein leiblicher Bruder. Ich habe ihm längst den Besuch versprochen; wenn's angeht, nehm' ich meine Hedwig mit."

„Hocherfreut, Sie in Wien wiederzusehen! Ich will dort nach besten Kräften den Maître de plaisir machen. Wird es angenommen?"

„Mit Freuden!" sagte der Müller und reichte seine Hand hin.

In diesem Augenblicke kamen zwei Gensd'armen den schmalen Wiesenweg daher. Ihre Pickelhauben funkelten in der Abendsonne, die grüne Uniform mit den prunkvollen orangegelben Fangschnüren machten sie weit hinaus kenntlich. Dubsky, dem bei seinen Gesinnungen die Gensd'armerie im Allgemeinen ein Dorn im Auge war, sagte wie durch einen unangenehmen Anblick aus heitern Gedanken herausgeworfen:

„Da sehen Sie die Geschöpfe der neuesten Bach-Giulay'schen Ordonanzen, unsere neue bewaffnete Büreaukratie! Die späht und schnüffelt von Haus zu Haus und arbeitet lustig in Denunciationen. — Ein Kerl, der gestern noch hinter dem Pfluge herging, ist, seitdem er diese schöne Uniform anhat, souverän. Alle Civilbehörden müssen ihm, wenn er es fordert, Folge

leisten, der Gemeindevorsteher duckt sich vor ihm. Jede wörtliche und thätliche Beleidigung oder Widersetzlichkeit gegen einen dieser Helden wird als Verbrechen der öffentlichen Gewaltthätigkeit bestraft; gehört der Thäter dem Militärstande an, so unterliegt er dem kriegsrechtlichen Verfahren. Sein Zeugniß hat volle Glaubwürdigkeit — verstehen Sie das! — Da ist kein Appell! Bei — wie es im Paragraph heißt — auf Vereitlung seiner Dienstverrichtung abzielendem Widerstand kann er vom Bajonnette und von seinem geladenen Gewehr Gebrauch machen. Ja, das sind unverletzliche Bursche! Jeder gemeine Gensd'arm, der entfernt von allen Vorgesetzten seinen Dienst versieht, ist souverän. Am meisten hat mich ein Paragraph lachen gemacht: Jede Verwendung des Gensd'armen zu Privatzwecken, selbst in jenen seines Vorgesetzten, zieht die kriegsrechtliche Behandlung Desjenigen nach sich, welcher ihn zu solchen Zwecken verwendet. Das heißt doch wirklich einen Menschen mit beinahe göttlichen Vorrechten ausstatten."

So weit Dubsky. Doch die Gensd'armen gingen nicht blos vorüber, damit er seine Ausfälle gewissermaßen auf sie als lebendes Objekt richte, sie blieben vor der

Mühle stehen und kreuzten an der Schwelle die Gewehre, als ob sie den vorderen Zugang besetzen wollten.

Dubsky erbleichte, aber die Blässe wechselte blitzschnell mit dem grellsten Roth.

„Was wollen Sie da?" rief er aufspringend und an die Gensd'armen heranlaufend ziemlich barsch. Er wußte noch nicht, daß auch hinter der Mühle der Steg und die beiden Eingänge der Seitenflügel je von einem Mann besetzt waren.

Die Gensd'armen sahen ihn ruhig an, ohne eine Miene zu verziehen und schwiegen.

„Ich werde mich auf der Bezirkshauptmannschaft beschweren!" rief der Müller. „Lassen Sie mich in's Haus, um meinen Rock zu holen."

„Wir haben den Befehl," sagte einer der Gensd'armen, „Niemanden mehr ein und Niemanden heraus zu lassen."

„Donnerwetter!" schrie Dubsky. „Ich darf nicht in mein eigenes Haus? Das ist ungesetzlich. Ich will einen schriftlichen Vorweis."

Die Gensd'armen wechselten stumme Blicke unter einander, als ob sie sich fragten, ob sie nicht mit dem Unzufriedenen kurzen Prozeß machen sollten.

Da trat Scheppkes, schüchtern wie in der Nähe von Wölfen, an Dubsky heran und flüsterte ihm bittend in's Ohr: „Fassung, Fassung, lieber Nachbar! Die Leute haben ihren Befehl und können nicht anders. Die Beschwerde steht Ihnen offen, während Sie jetzt —"

„Ich will sehen," fiel ihm Dubsky, der von einem heftigen cholerischen Temperament war, in's Wort, „ob ich noch hier Hausherr bin! Ich wiederhole, daß ein solches Verfahren brutal und ungesetzlich ist. Die Reichsverfassung, vom Kaiser octroyirt, besteht noch zur Recht und darin steht ein Paragraph, daß die Polizei ohne richterlichen Befehl in kein Haus eindringen darf. Wo ist der Befehl?"

Die Gensd'armen lachten verächtlich. In diesem Augenblick erschien um die Ecke der Mühle ein junger Mann in Beamtenuniform von einem Gerichtsdiener begleitet. Es war der eben vorhin erwähnte Auwald, Actuar der Bezirkshauptmannschaft, ein sanfter Mensch, von angeborener Schüchternheit und unbezwinglicher Freundlichkeit, blond und mild wie ein altdeutscher Page.

„Lieber Herr Dubsky," sagte der junge Actuar mit einer milden, flötenden Stimme von Weitem,

während er dem Bergmüller versöhnlich die Arme zum Händedruck entgegenstreckte, „ich bedaure unendlich —"

„Kommen Sie als Kommissär?" fragte Dubsky ernst und kurz.

„Ja wohl, Verehrtester!" erwiderte Auwald sanft.

„Dann," sprach Dubsky, „will ich die richterliche Ermächtigung zu dieser Gewaltthat haben, nicht Ihre sonst schätzenswerthe Hand."

„Meine Pflicht —" stotterte Auwald, sich verlegen entschuldigend — seine sanfte Gemüthsart bereitete ihm bei seinem harten Berufe ewige Conflikte — „meine schwere Pflicht —" widerholte er, während Dubsky von den anwesenden Gästen umringt und zur Mäßigung ermahnt wurde.

Diesen Moment benutzte Auwald, um mit dem Gerichtsdiener in's Haus zu schlüpfen, während ihm zwei frisch angekommene Gensd'armen auf dem Fuße dahin nachfolgten.

Eine kleine für Dubsky und die Freunde peinliche halbe Stunde war ohne weitere Zwischenfälle dahingegangen, ehe Auwald wieder zum Vorschein kam. Endlich erschien er, höchst aufgeregt und lief, rasch den Hut ziehend, scheu davon. Ihm auf dem Fuße folgte

einer der Gensd'armen, einen Bund mit Wäsche und zusammengerollten Kleidern in der Hand. Dubsky sah ihn mit rollenden Augen sprachlos an.

Da trat der zweite Gensd'arm, der mit dem Commissär in's Haus gegangen, hervor und sagte zum Müller höflich aber gemessen:

„Sie werden mit mir gehen."

Sarah stieß einen Schrei aus, während Hedwigs wehklagende Stimme aus dem Innern der Mühle vernehmbar wurde.

Dem Redakteur gab die Scene, deren Zeuge er war, Stich um Stich in's Herz. Er stand schweigend und erbleicht da, in ihm rief es: „Von heute ab wirst Du diese und jede Willkür in Schutz nehmen müssen!"

Sein Herz bebte zusammen.

Dubsky ließ sich ruhig abführen.

Trotz der Verhaftung dauerte die Besetzung der Mühle weiter fort, die Gensd'armen blieben ruhig auf ihren Posten. Noch wollten die Gäste nicht fort, sie baten Hedwig, mitzugehen und in ihrer Mitte etwas Trost zu empfangen. Es war vergebens. Hedwig wollte das Haus nicht verlassen. Sie saß auf einem Stuhl, beinahe mitten in der Stube, mit stieren, tief-

gerötheten, wiewohl thränenlosen Augen, wie hingebannt und festgehalten von einem übermächtigen Schmerz. Allen Fragen, ob sie die Ursache der Verhaftung ihres Vaters ahnen könne, setzte sie ein düsteres, höchstens von einem Schütteln des Kopfes begleitetes Schweigen entgegen.

Da sie nicht in der Verfassung schien, irgend einen Trost anzunehmen, blieb nichts übrig, als sie allein zu lassen und die Gesellschaft entfernte sich langsam.

Wohl waren am selben Abend im Hause bei den Eisenhütten alle Fenster beleuchtet, die Freundinnen, die Sarah sonst noch in der Stadt hatte, waren bei der Nachricht ihrer Verlobung herbeigeeilt, alle voll Neugier, den Bräutigam kennen zu lernen, aber der Vorfall in der Mühle hatte einen schneidenden Mißton in das Abendfest gebracht; man sprach bei Tisch bis in die tiefe Nacht hinein von nichts Anderm, als von dem, was dem räthselhaften Einschreiten gegen einen bisher so unbescholtenen Mann, wie den Bergmüller, zum Grunde liegen könne.

Siebentes Kapitel.

Die Erscheinung bei der Einsiedlerklause.

Ungefähr ein halbes Stündchen vom Schlosse steht auf einer sanften Anhöhe die sogenannte „Einsiedlerklause.“ Es ist ein Sommerhäuschen von Baumrinde mit farbigen Glasfenstern. Ein schwermüthiger, aber poetischer Naturfriede herrscht auf dieser einsamen, der Welt entzogenen Stätte. Die hohen und schlanken Gestalten mächtiger Fichtenstämme, unter welchen ein Dickicht junger Setzlinge auf's Ueppigste nachwuchert, begränzen den ganzen Hintergrund und steigen bis an die Klause hinauf, um noch um diese ein malerisches Spalier zu bilden, während sich auf der Vorderseite der lieblichste Contrast zur finstern Waldwildniß darbietet. Der Teich, der hier einen tiefen

Einbug macht, scheint auf beiden Seiten vom Walde umschlossen und das Auge vermeint, einen verlassenen Waldsee vor sich zu haben. In der That ist der Teich, an dessen Ufer auf dieser Stelle nur ein schmaler Fußsteig hinführt, hier tiefer, schwärzer und ernster als sonstwo, und in der verhältnißmäßig wenig besuchten Einsamkeit dieser Bucht nisten die scheuen Wasserhühner lieber als anderswo.

Die Sonne neigte sich bereits zum Untergange und warf ihre goldenen Strahlen auf die grünen Wipfel des jenseitigen Ufers, während der Spiegel des Teiches eine dunkle Stahlfläche schien. Ein frisches, aber um so lieblicheres Lüftchen kam aus den Bergen hervor und die Waldschnepfe begann ihren abendlichen Flug.

Auf dem Ruhesitze vor dem Sommerhäuschen saßen zwei Damen schweigend, nach lebhafter Unterhaltung Athem schöpfend, die Augen auf das Wasser geheftet, da. Die Eine, Aeltere, eine Frau von sorgenfreien, die Welt anlächelnden Mienen, tändelte mit ihrem Fächer, die Andere hatte ein Buch in der Hand. Es war eine hohe, edle, in allen Zaubern der Jugend strahlende Gestalt, ein Modell für jeden Maler, so

zwar, daß sie die Phantasie aller Freiheit beraubte und in der sclavischen Nachbildung dieser vollkommenen Wirklichkeit ihr Ideal zu suchen zwang. Die großen dunkelblauen Augen von seelenvollster Innigkeit, voll Feuer und Licht, von jener Eigenthümlichkeit, welche den Blick des Betrachtenden in die unerforschlichen Tiefen des Gemüthes hinabzuführen scheint, mit langen, schwarzen, schmachtenden Wimpern geschmückt, von edel gezeichneten Brauen überwölbt, contrastirten mit dem reichen, rabenschwarzen, beinahe in's Bläuliche spielenden Haare auf's glücklichste gegen den hellen, ätherischen Teint, und das zartangehauchte Colorit der blühenden Wangen. Die feine Nase, die tiefrothen Lippen des lieblichsten Mundes, welcher seeliges Begehren athmete und einflößte, vollendeten den Eindruck eines Gesichts, welches gewiß nur selten seines Gleichen gehabt hat und welches an den Schönheiten des Correggio mit seinen sanften, vergeistigten Zügen voll tiefweiblicher Sensibilität verklärte Rivalinnen fand.

Diese Augen blickten, während die blendend weiße Hand das Buch reglos festhielt, vor sich hinaus. Kein süßes Träumen, keine Spur der Heiterkeit, die sonst darin wohnte, lag diesmal in ihrem Ausdruck, sondern

Wehmuth, ja Schmerz. Die Augen starrten auf das dunkle Wasser, wie wenn aus dessen Tiefe ein verlorenes Glück wieder emporsteigen solle, oder als ob es dort eben hinabgesunken sei.

Dieser Zustand der Seelenversenkung, zu welchem die lautlose Stille und die milde Abendbeleuchtung verführerisch einluden, wurde durch ein Geräusch, das sich plötzlich unmittelbar hinter der Klause vernehmen ließ, abgebrochen. Es war, wie wenn etwas in dem immer lauter raschelnden Laube ein paar Schritte heraneile, das Dickicht gewaltsam beuge und sich auf dem kürzesten Wege Bahn breche.

„Mein Gott, was ist das?“ stieß die ältere Dame, die den Fächer zwischen den mit Ringen bedeckten Fingern hielt, mit angsterstickter Stimme hervor, während die jüngere ruhig, aber mit Spannung lauschte. Sie sprang instinktiv empor, von den Blicken der überrascht Dasitzenden gefolgt, näherte sie sich langsam der Wand des Häuschens und blickte, um den Gegenstand ihres Schreckens zu prüfen, in das dahinter gelegene Dickicht.

Sie hatte kaum hingesehen, als sie sich, an allen Mienen entstellt, umwandte, und mit einem leisen,

unterdrückten Schrei, beide Hände auf die Augen gepreßt, auf ihren Sitz hinstreckte.

Da erst erhob sich die junge Dame, etwas erbleichend und trat aus dem Sommerhäuschen so weit als nöthig vor . . .

Aber sie sah nichts, das Geräusch verminderte sich von Sekunde zu Sekunde, bis es sich weit im Walde verlor.

„Aber Frau von Wallhoff,“ sagte sie lächelnd, „das Ungeheuer, welches Sie zu sehen geglaubt haben, war offenbar eine Vision Ihrer Furcht!“

„Sie reden seltsam, Leonie,“ erwiderte die Aeltere ziemlich beruhigt, fast im normalen Gemüthszustande, doch etwas verletzt. „Die Gefahr ist vorübergegangen, aber darum war sie doch da. Das war irgend ein toller Vagabund, ein zum Aeußersten entschlossener Landstreicher! Ich habe ihn mit meinen Augen gesehen!“

„Und sollte dieser zu einem so eiligen Rückzug getrieben worden sein, als er eine Frau sah? Eine Frau, welche ihm die Furcht auf Gnade und Ungnade übergab? Ein Reh war es, im äußersten Falle ein Hirsch!“

„Ihr habt Euch," sprach Frau von Wallhof empört, „diesmal im Schlosse das Wort gegeben, mich wie eine Närrin zu behandeln! Ich, furchtsam? Ich, die bei Allen, die mich kennen, meiner Kaltblütigkeit wegen berühmt, ja berühmt bin!"

„Und doch zittern Sie jetzt noch am ganzen Leibe!"

„Freilich, doch das geschieht nur, wenn ich in allem Ernste glauben muß, daß meine letzte Stunde schlägt. Warum zittere ich denn jetzt nicht mehr?" fügte sie mit heiter erhabener Ruhe hinzu.

Da rauschte es plötzlich von einer andern Seite, von dem Fußpfade, der vom Schlosse führt, her, dazwischen waren feste und rasche Schritte zu vernehmen.

„O, du mein Himmel!" stieß Frau von Wallhof, die kreideweiß geworden, hervor und wollte die Anhöhe herabrennen, um sich in irgend einem Gebüsche zu verstecken. Leonie aber, welcher dieser neue Schrecken diesmal nur Bedauern eingeflößt hatte, rief ihr helllaut lachend zu: „Wohin? Es kommt ja kein Räuber, sondern ein Ritter, ein Beschützer! Kommen Sie doch hervor!"

Frau von Wallhof wagte sich einige Schritte vorwärts, als sie aber in einiger Entfernung in dem zum

Vorschein Kommenden den Rittmeister Haldenried erkannte, stürzte sie ihm in namenloser Begeisterung mit offenen Armen entgegen.

„O, unser Ritter!" rief sie und erzählte ihm nun den verdächtigen Vorfall mit aller Uebertreibung, wie es nur bei der Hast und der gedrängten Kürze der Darstellung möglich war.

Leonie war inzwischen herangekommen und Haldenried verbeugte sich stumm vor der ihm noch unbekannten Erscheinung. Er war von so viel Schönheit bis in's tiefste Mark ergriffen und der Eindruck einer ihn selbst bestürzenden Bewunderung spiegelte sich auf allen seinen Gesichtszügen ab. Er wurde unruhig, er war so zerstreut, während er sich doch anstrengte, ganz Ohr zu sein, er vermochte kein Wort über die Lippen zu bringen.

„Es war ein Hirsch, liebe Wallhof," sagte Leonie, „und zwar einer, der noch furchtsamer war, als wir, da er vor uns weglief. O, Frau von Wallhof, wenn die Eichkätzchen wüßten, daß Ihre Nerven so zum Schrecken geneigt sind —"

Dem Rittmeister, der diese Auslegung vollkommen theilte, war die Sache gegen das, was in ihm vor-

ging, eine so grenzenlose Kleinigkeit, daß er auf eine Erwiderung, die doch am Platze war, noch immer warten ließ, während seine Augen auf Frau von Wallhof geheftet waren und ohne Muth, die Unbekannte anzusehen, sich nur zu deren Füßen langsam senkten.

„Da sieht man die Männer!" rief Frau von Wallhof, zu deren Aerger, um ihn zu verstärken, noch die Eifersucht trat. „Lassen wir die Sache fallen, denn ich weiß, daß auch Sie, Herr Rittmeister, mir Unrecht geben! O, die berühmte Logik und Unpartheilichkeit der Männer! Wenn Damen sie als Schiedsrichter anrufen, zählen sie nicht die Gründe, sondern die Jahre! Wenn Eine nur um fünf Jahre älter ist, als die Andere, so ist sie schon im Voraus verurtheilt! Nun gut, es war ein Hirsch! Es war ein Hirsch!"

Sie ging bei Seite und auf und ab, ihren Grimm unter der Maske sanftester Resignation verbergend.

„Kommen Sie vom Schlosse, Herr Rittmeister?" fragte Leonie.

„Ja, gnädiges Fräulein," murmelte Haldenried, als Frau von Wallhof, sich auf das rascheste umkehrend, in's Wort fiel und mit boshafter Höflichkeit sagte:

„Dieses gnädige Fräulein ist die Frau des Generals von Greifenstein und bereits in's fünfte Jahr verheirathet.“

Haldenrieds Ueberraschung war unbeschreiblich, doch ging diese weniger aus der Thatsache, die er eben vernommen, hervor, als aus dem Gedanken: welches Geschick muß hier gewaltet haben, daß die schönste der Göttinnen das Weib des alten, ungeformten Vulkan werden konnte!

„Wissen Sie nicht,“ hob Leonie wieder an, „warum Cornelia uns nicht nachgekommen ist?“

„Ist sie nicht hier?“ murmelte Haldenried. „Sie war mir eine kleine Strecke mit Frau Hassenfeld vorangegangen, so daß ich die Damen einzuholen glaubte.“

„Nun klärt sich Alles auf, Frau von Wallhof!“ rief Leonie lachend. „Cornelia wird unbemerkt hinter die Klause geschlichen sein, um uns zu erschrecken, und da der Scherz wirkte, sich schnell entfernt haben, um ihn zu verlängern oder noch einmal aus irgend einem Dickicht über uns herzufallen.“

Haldenried lächelte beistimmend, aber kein Scherz vermochte die wühlende Aufregung zu übertäuben, von welcher sein Herz seit seiner Ankunft ergriffen war.

„Spotten Sie!“ rief die Wallhof tief verletzt. „Ich bleibe dabei, einen Vagabunden, einen wilden Gesellen gesehen zu haben. Ich habe ihn gesehen, ich sehe ihn noch, dort — durch das Dickicht neben dem abgenagten Baumstamm bis an den Gürtel hervortreten und mich angrinsen. Ich sehe sein Gesicht, den Rock von grauem Tuch, eigentlich eine Jacke..“

Sie wurde von dem ungläubigen Lächeln Leonie's, welche diese Beschreibung für eine Zuthat der Frau von Wallhof eigenthümlichen Phantasie hielt, unterbrochen.

„Was ich da sage, kann ich bezeugen, beschwören!“ rief die entrüstete Frau. „Wenn Sie übrigens meinen Augen und meiner Aufrichtigkeit so wenig Zutrauen schenken, so werden Sie doch meine Logik nicht, wie neulich, gewagt, sondern schlagend finden und zugeben, daß ein Hirsch keine graue Jacke anhaben kann!“

Es war bereits dunkel geworden, als die Gesellschaft den Rückweg antrat und mit diesem Gegenstand noch immer beschäftigt, im Kastanienwäldchen anlangte, wo der Graf, seine Schwester und der General anwesend waren.

„Haben Sie Cornelia nicht getroffen?“ fragte der Graf.

Man verneinte es.

Bestürzt wollte sich der Vater erheben, als der alte Kammerdiener herantrat und mit auffallend unsicherer Stimme meldete:

„Seien Sie unbesorgt, Excellenz! Ich habe das gnädige Fräulein soeben die Schloßtreppe hinaufgehen sehen.“

„Du sagst es auf eine Art,“ erwiderte der Graf mißtrauisch, „doch — wie siehst Du aus — Du bist naß und von Schlamm beschmutzt bis an die Weste — mein Gott, Cornelia ist in den Teich gestürzt —“

„Nein, nein, nein!“ rief Koß mit ängstlicher Verlegenheit, die wenig Glauben einflößte.

„Da kommt ja das Mädchen!“ rief Gräfin Sophie. „Wie Ihr die Fassung schnell verliert!“

Cornelia kam, wie Koß es angegeben, vom Schlosse daher.

„Wo steckst Du, Kind?“ rief der Vater, ihr entgegenfliegend, während Koß den Moment benutzte um fort zu eilen und den Anzug zu wechseln.

„Warum?“ fragte Cornelia mit eigenthümlicher Unruhe.

„Wie blaß Du bist!“ rief der Vater, die Lampe näher rückend. „Dir ist etwas geschehen?“

Alle, die das Mädchen genau kannten, mußten diese Vermuthung theilen.

„Nun,“ sprach Cornelia entschlossen, „da meine Absicht eine so verkehrte Wirkung hervorbringt, will ich beichten. Ich hatte mich mit Frau Hassenfeld zur Klause begeben. Mitten auf dem Wege —“

„Nicht wahr?“ unterbrach sie Frau von Wallhof, indem sie ungestüm herbeischoß und das Mädchen am Arme faßte. „Da kam ein wilder Vagabund in einer grauen Jacke —“

Cornelia schwieg, wie versteinert.

„Da haben Sie, Leonie,“ rief Frau von Wallhof triumphirend, „da haben Sie den Hirsch!“

„Ich verstehe Sie nicht,“ sagte Cornelia, wieder mehr gefaßt. „Was für ein Vagabund? Was wissen Sie von einem Vagabunden?“

„Sie haben ihn also nicht gesehen?“

„Nein, gewiß nicht,“ antwortete Cornelia nach einigem Zaudern. „Ich wollte erzählen, daß mir

mitten auf dem Wege der Kopf so schwer und schmerzhaft wurde. Ich mußte heimkehren und wollte, um meinem ewig besorgten Vater keinen Schreck zu verursachen, nichts davon sagen. Das war ganz recht, denn jetzt ist Alles wieder vorüber."

Nun erst, nach dieser befriedigenden Erklärung, konnte Frau von Wallhof, ohnedies von allen Seiten dazu aufgefordert, ihrem Drange, das Abenteuer in der Klause zu erzählen, Luft machen.

Noch ehe sie zu Ende gekommen, nahm das Hohngelächter so überhand, daß sie in ganz verzweifelter Stimmung aufhören mußte.

„Da haben's halt wieder mal," sagte der alte General, „an' schrecklichen Nationalgardisten g'sehn. Das ist halt wieder eine von Ihren G'schichten, an denen nichts weiter richtig ist, als daß Sie in Ohnmacht g'fallen sind."

In diesem Momente schnitt das Erscheinen des Bezirkshauptmannes die weiteren Debatten ab. Er schien sehr animirt und begann, als er Platz genommen hatte, alsbald in der muntersten Erzählerlaune:

„Heute Abends, meine Herrschaften, sind meine Gensd'armen in unserem friedlichen Kraßnitz einem

seltenen Wild auf die Fährte gekommen. Es ist wirklich merkwürdig, was man jeden Tag erlebt! Unser Bergmüller Dubsky, den man allgemein für einen wackeren Mann ausgegeben, hat sich auch schlecht bewährt. Er hat einen Menschen, der wahrscheinlich an der ungarischen Rebellion betheiligt gewesen, jedenfalls einen gemeinschädlichen Landstreicher, bei sich aufgenommen und anstatt die loyale Anzeige beim Bezirksamt zu machen, ihn wahrscheinlich längere Zeit bei sich beherbergt. War es nun vom Dubsky Mitleid, hinter dem sich im Grunde doch nur Sympathie für die Sache der Revolutionnairs versteckt, oder hochverrätherische Mitschuld, das wird eine gewissenhafte und umfassende Untersuchung sonnenklar zu Tage fördern. Kurz und gut, unsere Gensd'armen umringen plötzlich das Haus, dennoch gelingt es ihnen nicht, da sie mit allen Fuchslöchern der Mühle nicht so vertraut sind und sein können, die Arretirung daselbst zu bewerkstelligen. Der Flüchtling reißt ungesehen aus, schwimmt, wie sich's einzig und allein annehmen läßt, durch das Wasser und entkommt an's andere Ufer. Denn es ist höchst unwahrscheinlich, daß er in das Gehölz diesseits springen und den

Park Ihrer Excellenz, Herr Graf, erreicht haben sollte —“

„Er hat ihn erreicht, lieber Rack!“ rief Frau von Wallhof, die mit hochpochendem Herzen die Stunde ihrer Rehabilitirung schlagen hörte. „Er ist hier im Park! Da sehen Sie, Leonie!“

Alle, die früher so höhnisch gelacht, blieben betroffen. Frau von Wallhof aber erzählte den darauf Bezug habenden Vorfall auf das Umständlichste und schloß:

„Das ist meine Aussage, die können Sie gleich zu Protocoll nehmen, lieber Rack!“

„Sie leisten,“ erwiderte der so Angeredete höchst überrascht, „der Sicherheitsbehörde einen enormen Dienst. Die Polizei hat es Ihnen zu danken, wenn sie hierorts noch den Menschen unter Schloß und Riegel bringt. Ich muß sogleich —“

Er riß seine Brieftasche hervor, schrieb einige Zeilen auf ein Blatt, sprang auf und wendete sich an den steif dastehenden Koß.

„Lieber Koß,“ flüsterte er ihm zu, „tragen Sie dieses Blatt sofort auf die Gensd'armeriewachtstube oder lassen Sie es dort abgeben. Sogleich —“

Koß eilte mit dem Papier davon, während Cornelia sich verstohlen erhob und ihm nachstürzte. Hinter der Schloßecke hielt sie ihn an und fragte in größter Gemüthsbewegung:

„Wo ist er? Reden Sie! Ich vergehe!“

„O, mir ist selbst angst und bange,“ erwiderte Koß, sich in die Haare greifend und aufseufzend, „o Gott, gnädiges Fräulein —“

„Ich frage, wo er ist?“ sprang ihm Cornelia mit höchster Ungeduld in's Wort.

„Im Schloß ist er schon,“ war die Antwort, „ganz gut verborgen.“

„Ach Gott,“ seufzte Cornelia, „welch eines Menschen vielleicht haben wir uns erbarmt!“

Sie stoben auseinander.

„Nun, was sagt Dubsky?“ fragte der Graf Herrn von Rack.

„Der läugnet! Der läugnet auf's Hartnäckigste; er wagt zu behaupten, von der Existenz des Menschen in seinem Hause nichts gewußt zu haben!“

Bei dieser Stelle war Cornelia wiedergekommen, von dem natürlichsten Interesse verzehrt, über eine

sie selbst mit berührenden Gegenstand genau unterrichtet zu werden.

„Begreiflicher Weise," fuhr von Rack fort, „habe ich den Bergmüller gleich festsetzen lassen. Sein Läugnen kann nicht lange dauern. Bei der vorgenommenen Haussuchung fand man das Kämmerchen, in welchem der Flüchtling untergebracht worden war. Das Bett war zerwühlt, wie wenn er dort eben gelegen wäre. Ein Paar alte Stiefel, die Niemandem im Hause passen, lagen in der Mitte der Stube, eine Handvoll Wäsche auf einer Kommode. Aber das Wichtigste, meine Herrschaften! In einer Schublade fand sich ein lederner Geldbeutel mit einigem Gelde, darunter einige Kossuthnoten, ein Brief des Rebellenführers Dembinsky und ein dreischneidiges Dolchmesser, wie wir sie in Ungarn schockweise confiscirt haben."

„Das ist stark!" ließ sich der General vernehmen. „Die Rebellion ist seit einem Jahre erdrückt. Der Mensch muß sich auf seiner langen Flucht von Ungarn oder Siebenbürgen also in zahllosen Herbergen herumg'trieben haben! Wie kommt's, daß man ihn nicht schon lange gefangen?"

„Es muß doch noch," bemerkte das fromme Fräu-

lein, „eine Masse Leute geben, die von den Niederlagen noch ungebessert sind und in ihrer Verstocktheit ausharren!“

„Mehr, mehr, als wir nur annehmen!“ rief der Bezirkshauptmann lebhaft zustimmend. „Ich sage mir alle Morgen, daß wir noch auf lange hinaus alle Hände voll zu thun haben werden, um in einem großen Theile der Bevölkerung das gute Prinzip wieder zu wecken und den revolutionnairen Beelzebub auszutreiben.“

„Herr von Rack,“ fragte Cornelia mit sichtlicher Befangenheit und einem an dergleichen Dingen bei ihr durchaus ungewöhnlichen Interesse, „halten Sie diesen Menschen für einen Flüchtling, ich meine für einen sogenannten politischen Flüchtling oder gar —“ die Worte wollten ihr auf den Lippen ersterben, „für einen Verbrecher?“

„Ich wäre glücklich,“ erwiderte von Rack mit vollendeter Galanterie, „die umständlichste Auskunft ertheilen zu können, aber dies ist nicht möglich, bevor ich die Untersuchung geführt habe. In diesem Falle läßt sich nur sagen es, daß wir mit einem ausbündigen Rebellen zu thun haben; ich glaube keine allzu

weitgreifende Vermuthung zu wagen, wenn es mir scheinen will, daß das Mittragen eines Dolchmessers auf einer jedenfalls langen und mühseligen Flucht sehr verdächtig sei. Ein Dolch ist ein sehr überflüssiger und compromittirender Reiseartikel, welchen nur derjenige nicht wegwirft, der irgend einen Gebrauch davon machen zu können hofft. Ich wenigstens möchte mit solch einem Gaste nicht unter einem Dache schlafen!"

Cornelia stand, wie ganz außer sich, auf und verließ die Gesellschaft. Auf dem Corridor des Schlosses fand sie Frau Hassenfeld mit Koß im Gespräch.

„Was haben wir gethan!" rief sie, ihrer Gesellschafterin bestürzt in die Arme fallend. „Ich höre vom Bezirkshauptmann, er sei einer der gefährlichsten Menschen —"

„Mein Gott," erwiderte Frau Hassenfeld, „Polizeileute darf man in solchen Fällen nicht fragen. Seitdem mein Mann flüchtig ist, weiß man auch ihm alle Laster anzudichten. Ich bin ganz gewiß, daß wir einen Unglücklichen und Verfolgten beherbergen und keinen Verbrecher. Sein Gesicht hat irgend etwas, was mich ruhig macht."

„Ach, wenn er —," hob Koß kläglich an, „welche Verantwortlichkeit hätte auch ich, weil ich Beistand geleistet!"

„Was liegt daran!" versetzte Frau Hassenfeld hart. „Man darf sich oft nicht fürchten, für eine gute Sache zu leiden."

„Ich thue heute Nacht kein Auge zu!" rief Cornelia, im Corridor verschwindend.

Achtes Kapitel.

Die Untersuchung beginnt.

Kaum hatte Doctor Schmey Kraßnitz verlassen, als sich alle Gedanken der Familie Scheppkes dem Schicksale ihres Nachbars ausschließlich wieder zuwendeten. Die Verhaftung des Bergmüllers hatte überhaupt im ganzen Orte die größte Sensation gemacht und diese war um so intensiver, als Niemand die Verhängung jener Maßregel zu enträthseln vermochte, denn dadurch wurde die öffentliche Neugierde immerfort gereizt, sich mit der Frage zu beschäftigen. Herr von Rack hatte zwar das Amtsgeheimniß gelüftet, aber aus dem auserwählten Kreise, wo dies geschehen, war nichts in's Publikum gedrungen.

Während die Gensd'armen auf der Verfolgung des

Staatsverbrechers noch immer mit unermüdlicher Hast begriffen waren, schritt auch die Untersuchung mit dem Bergmüller mit gleichem Eifer vorwärts. Beinahe das ganze männliche und weibliche Dienstpersonal der Mühle wurde gleich in den ersten Morgenstunden auf das Amt vorgeladen. Selbst Hedwig wurde der nämliche Weg nicht erspart; sie mußte ebenfalls vernommen werden, ehe zu einem eigentlichen Verhör des alten Dubsky mit Erfolg vorgeschritten werden konnte.

Scheppkes war mit Philipp Stropp in der Bergmühle erschienen, als sich das Mädchen eben auf der Bezirkshauptmannschaft befand. Bei dieser Gelegenheit erfuhren sie vom alten Valentin, einem in der Bergmühle ergrauten Mühlknecht, daß auch dieser soeben auf dem Amte ein scharfes Kreuz- und Querfeuer von Fragen bestanden habe. Nach seinen Aussagen handelte es sich um eine Person, welcher sein Herr polizeiwidriger Weise Obdach gegeben hätte. Valentin, der wie alle übrigen Dienstleute nichts von der Sache wußte, erklärte den Verdacht gegen seinen Herrn für lügenhafte Angeberei irgend eines bösen, rachebrütenden Menschen. Mit dieser oberflächlichen Andeutung über den wahren

Sachverhalt mußten die Beiden zurückkehren und hoff-
ten, von Hedwig später Näheres zu erfahren.

„Nun, so muß es doch wahr sein," sagte Scheppkes auf dem Heimwege, „daß noch überall politische Flüchtlinge versprengt sind! Man hat es oft behauptet, ich habe es nie geglaubt. Dennoch glaube ich, daß die Behörde in diesem Falle mit übereiltem Mißtrauen gegen Dubsky, der ihr schon seit dem Jahr Achtundvierzig im Magen liegt, verfahren ist. Möglich, daß auch böswillige Angeberei, wie der Mühlknecht sagt, zum Grunde liegt."

„Hören Sie," erwiderte Stropp plötzlich mit bedeutungsvoller Miene, „ich habe eine Idee!"

„Welche Idee? Reden Sie, welche Idee?" fragte Scheppkes, stehen bleibend, sehr gespannt.

„Doch, dummes Zeug!" rief Stropp, wie über sich ärgerlich, so unüberlegt herausgeplatzt zu sein. „Es ist doch eine dumme Idee. Es ist nicht werth, daß wir davon reden."

„Was meinten Sie?" fragte Scheppkes mit kaum geschwächter Neugierde.

Stropp stand in Gedanken verloren und sah auf den Boden. Es war ihm nämlich eingefallen, wie

Dubsky, der ihm doch bei seinem ersten Besuche jede Räumlichkeit der Mühle gezeigt, mit einem Kämmerchen eine Ausnahme gemacht habe. Er erinnerte sich genau, daß der Bergmüller den Schlüssel umgedreht und eingesteckt hatte und daß auf seinem Gesichte ein sonderbarer Zug von Verlegenheit wahrzunehmen war, als er, Stropps deshalb an ihn gestellten Anfrage ausweichend, die Treppe hinuntereilte.

Die Erinnerung an diesen Vorfall wäre ihm beinahe entwischt, wenn er sich nicht schnell besonnen hätte, daß er damit eine gravirende Waffe gegen den Mann, den er seinen Schwiegervater nennen wollte, in fremde Hände gebe. Er hatte daher weislich abbrochen und versuchte der Sache eine andere Wendung zu geben, indem er plötzlich sagte:

„Es war allerdings eine dumme Idee, lieber Herr Scheppkes. Dennoch will ich reden, vorausgesetzt, daß es unter uns bleibt."

„Aber, Herr Stropp," rief Scheppkes, „ich ehre Sie zu viel und habe auch meinen Nachbar zu lieb —"

„Gut!" sprach Stropp. „Ich höre von Ihren Leuten, daß Hedwig ein Liebesverhältniß gehabt. Hat ihr Liebhaber nicht Werner geheißen?"

„Ja, Julius Werner," erwiderte Scheppkes.

„Ich höre auch, fuhr Stropp fort," daß er in Folge eines Streites mit Dubsky freiwillige Dienste in Schleswig-Holstein genommen, kurz sich in die Revolution gestürzt habe. Weil man nichts mehr von ihm vernommen, hält man ihn für todt; nicht wahr?"

„Man glaubt das," erwiderte Scheppkes.

„Könnte er nun nicht leben," sagte Stropp, „aber so arg compromittirt sein, daß er sich doch nirgends zeigen dürfte?"

„Das könnte freilich der Fall sein!" mußte Scheppkes beistimmen.

„Könnte er nun nicht," fuhr Stropp fort, „eines Abends in der Bergmühle erschienen sein und um Unterkunft gebeten haben?"

„Das könnte er, aber mit welchem Recht wollen Sie das annehmen?"

„Mit welchem Recht? Das lassen wir vorerst bei Seite. Sie geben zu, es wäre möglich. Wenn Werner nun erschienen wäre, halten Sie es für wahrscheinlich, daß Dubsky bei seinen politischen Gesinnungen gesagt hätte: Gehen Sie weiter! Ich muß jeden Fremden laut amtlicher Verfügung, und wenn derselbe mein eigener

Bruder wäre, bei der Polizei anmelden, sobald ich ihm Unterkunft gebe?"

„Das ist eine kitzliche Frage," erwiderte Scheppkes mit einem verlegenen diplomatischen Gesichte.

„Die Frage mag kitzlich sein," sagte Stropp, „doch für wen? Für Einen, der wie Dubsky gesinnt ist, schwerlich! Und wäre er wirklich in Zweifel gewesen, was er thun solle, so hätte ein Blick von Werner, auf Hedwig geworfen, eine Anspielung, daß ihm der Tod durch Pulver und Blei drohe, hingereicht, den Alten umzustimmen und zu dem gewünschten Entschlusse zu drängen. Ich glaube daher, lieber Scheppkes, daß der Bergmüller wirklich Jemanden beherbergt hat und daß dieser Mensch der Julius Werner war."

Das wollte Scheppkes nicht gleich in den Kopf, jedoch nach einigem Nachsinnen hatte er sich mit der Vermuthung vertraut gemacht und sagte:

„Das wäre mir nicht beigefallen! Weiß Gott, die Sache liegt nahe, daß jedes Kind darauf kommen kann. Sie haben einen Scharfblick, daß ich Ihnen mein Kompliment mache. Doch um Gotteswillen, kein Wort darüber zu meinen Weibern! Das Weibervolk verschweigt am besten, was es gar nicht weiß."

„Wo denken Sie hin!“ rief Stropp. „Sie halten es also für möglich?“

„Warum nicht?“ sagte Scheppkes. „Als Vermuthung ist es jedenfalls sehr gut und mehr wollen Sie ja nicht sagen. Und mein Gott, Etwas muß der Haussuchung und vollends gar der Verhaftung zum Grunde liegen. Daß es nur eine Denunziation wäre, glaube ich mein Lebtag nicht. Unsere Behörden lassen sich nicht so bei der Nase herumführen.“

„Gewiß nicht!“ rief Stropp mit einer plötzlich aufsteigenden Aufregung. „Daß man aber den Werner nicht gefaßt hat! Er muß außer Hause gewesen sein. Es war jeder Ausgang besetzt.“

„Vielleicht hat er Wind davon gehabt,“ antwortete Scheppkes. „Wäre er eben im Hause gewesen, so hätte Dubsky nicht den Muth haben können, den Gensd'armen und sogar dem Aktuar entgegenzutreten. Ich habe wahrhaftig um ihn gezittert am ganzen Leibe!“

„Aber dieser Werner,“ sprach Stropp wie für sich, „hat der ein Glück! Welchen Gefahren ist er schon entronnen, und die gestrige Gefahr war gewiß nicht kleiner, als alle vorhergehenden.“

„Ob er noch durchkommt," meinte Scheppkes, „und wie weit, das fragt sich! Man verfolgt ihn, die Grenze ist überall gut besetzt und der Telegraph hat schnelle Beine."

„Sie meinen?" rief Stropp, während sich sein finster gewordenes Gesicht aufklärte. „Ja, der Telegraph ist eine teuflische Erfindung. Wer weiß, ob man, während wir reden, den armen Werner nicht bereits beim Kragen hat."

„Gott behüte!" rief Scheppkes. „Es ist ein braver, junger Mensch gewesen, ein sehr netter Mensch! Meine Sarah hat sich mit ihm gern unterhalten und sagt, daß er voll Bildung gewesen."

„Was das aber für einen Eindruck auf Hedwig machen würde?" fragte Stropp.

„Mein Gott," erwiderte Scheppkes. „Ich wünsche ihr nicht, den Tag zu erleben. Der Mensch übersteht aber viel und am Ende wird sie sich trösten, wie Andere."

„Da haben Sie Recht," gab Stropp zur Antwort. „Hedwig wird sich trösten, wie alle Andern."

Sie traten in's Haus.

Indessen hatte das ganze Gesinde der Bergmühle das Verhör auf der Bezirkshauptmannschaft bestanden.

Auch Hedwig war wieder heimgekehrt. Die Behörde hatte kein Resultat erreicht, sondern sich überzeugt, daß alle Vorgeladenen über die geheimnißvolle Beherbergung des Flüchtlings in vollster Unwissenheit waren.

Erst nach dieser Zeugenvernehmung wurde Dubsky in Begleitung eines Gensd'armen aus seiner Zelle in's Amtszimmer vorgeführt, wo ihn Herr von Rack, auf dem Divan sitzend, und der jugendliche Aktuar Auwald mit der Feder in der Hand am Schreibpult erwarteten.

Als Dubsky eingetreten war, entfernte sich der Gensd'arm auf einen leisen Wink seines Chefs, während Auwald sein Gesicht ängstlich abwandte und das Geschick bitter fühlte, an der wahrscheinlichen Verurtheilung des Bergmüllers, auf dessen schöne Tochter er seit lange heimlich ein Auge geworfen, mitarbeiten zu müssen.

„Auwald," sprach von Rack in finsterer Amtsmiene und in dem gemüthlosen Tone, welcher ihm eigen war, wenn er zu Gericht saß, und der im schärfsten Gegensatz zu der Liebenswürdigkeit vor Excellenzen und Comtessen stand. „Lesen Sie dem Bergmüller Dubsky von Kraßnitz das Protokoll vor!"

Auwald griff nach einem Bündel von Akten, indem

er sich räusperte, um seiner versagenden Stimme beim Vorlesen einen einigermaßen männlichen Klang zu verleihen, worauf er mit äußerster Anstrengung seiner Pflicht nachkam.

Das Protokoll enthielt das Ergebniß der gestrigen Haussuchung, deren wesentlichen Inhalt wir, wie er vom Bezirkshauptmann selbst in der Soirée beim Grafen von Thieboldsegg mitgetheilt worden, bereits kennen.

„Ich fordere Sie nun auf," richtete Herr von Rack mit einer, freundliche Milde glücklich nachahmenden Stimme, das Wort an den Inquisiten, um durch den einschmeichelnden Ton ein rascheres Geständniß hervorzulocken, „ich fordere Sie nun auf, die Wahrheit, die volle Wahrheit ohne Umschweife auf die an Sie gestellten Fragen zu sagen. Wie Ihnen aus dem eben verlesenen Protokoll ersichtlich sein wird, liegt durch die Auffindung der bezeichneten Gegenstände in dem Kämmerchen des oberen Stockwerkes in der Bergmühle Ihrem Anklagezustande ein fester, objektiver Thatbestand zu Grunde, wiewohl die in Frage stehende, von Ihnen, dem stärksten Anschein nach, wissentlich beherbergte Person zur Stunde noch nicht ermittelt

und verhaftet ist. Lassen Sie sich durch den letzteren Umstand nicht zu Ausflüchten verleiten, denn die vorgefundenen Gegenstände, sämmtlich wichtige, Sie tief gravirende Indicien, substituiren vor der Hand gewissermaßen das fragliche Individuum, welchem sie angehört haben. Ich fordere Sie daher auf, frei und offen, wie es einem Manne von wahrer Ehre geziemt, auszusagen, wer das Individuum ist und aus welchem Grunde Sie sich bewogen gefühlt haben, dasselbe vor den öffentlichen Sicherheits-Organen zu verheimlichen, respektive zu beherbergen."

Dubsky, dessen leicht aufflammendes Naturell in große Aufregung gerathen war, bestand sichtlich einen inneren Kampf mit sich, ehe er ruhig aber mit fester Stimme erwiderte:

„Ich bin aufgefordert, frei und offen zu reden, davon würde ich Gebrauch machen, selbst wenn es mir verboten wäre."

Herr von Rack zuckte mit den Augen und kniff die Lippen zusammen, denn nach diesem Anfange glaubte er sich auf eine für eine Amtsstube rebellisch klingende Sprache gefaßt machen zu müssen.

„Ich weiß nicht," fuhr Dubsky, die Miene des

Bezirkshauptmanns wohl bemerkend, unerschüttert fort, „wer dem Gerichte den guten Rath gegeben, bei mir eine Haussuchung vorzunehmen; ich weiß nicht, wer die in dem Kämmerchen aufgefundenen Gegenstände dort zurückgelassen, und ebenso wenig habe ich den Scharfsinn, zu sagen, wer in dem, wie das Protokoll sich ausdrückt, frisch aufgewühlten Bette gelegen habe. Da die ungarische Rebellion seit einem vollen Jahre unterdrückt ist, so können die fraglichen Dinge, der Brief von Dembinsky, die Kossuthnoten und alles Uebrige wohl schon ein ganzes Jahr in einer wenig besuchten Kammer meiner Mühle gelegen haben, ohne daß ich oder einer meiner Untergebenen dieselben bemerkt oder deren Gefährlichkeit verstanden hätte. Bei mir haben seit einem Jahre allerdings viele Menschen, die um ein Nachtlager gebeten, übernachtet und man wird sich hierorts erinnern, daß ich zahlreiche Anmeldungen durch meine Leute gemacht habe, wobei die Legitimationen oder Wanderbücher vorschriftmäßig vorgelegt worden sind. Die Behörde hat dieselben geprüft und niemals eine derselben beanstandet. Wäre es denn unmöglich, daß einer der Reisepässe erschlichen und die Behörde damit getäuscht worden wäre? —

Könnte es nicht vorgekommen sein, daß Jemand, den die Polizei selbst unter meinem Dache ließ, die aufgefundenen Gegenstände zurückgelassen hätte, weil er dieselben weiter zu bringen für unnütz oder gefährlich gehalten? Hier ist also meine Antwort auf Ihre Frage, Herr Bezirkshauptmann, und ich weise somit alle Verantwortung von mir ab. Ich weiß nichts von Allem, was Sie mir zur Last legen, und wenn Jemanden eine Schuld trifft, so ist's meine Dienstmagd, die verdient einen rechten Wischer, daß sie vermuthlich seit längerer Zeit in dem oberen Kämmerchen nicht aufgeräumt hat."

Herr von Rack, der während dieser Rede eine hohe Probe von Mäßigung an den Tag gelegt uud seinem Aerger über manche anstößige Aeußerung nur durch Augenzwinkern oder durch flüchtiges Berühren seiner schwarzglänzenden Perrücke Luft gemacht hatte, sagte hierauf:

„Sie haben nicht nach bestem Wissen und Gewissen gesprochen. Ich hätte erwartet, daß Sie mir die Mühe ersparen, Sie durch weitere Beweise in die Enge zu treiben. Es war mir leicht, Ihnen in die Rede zu fallen und handgreifliche Unrichtigkeiten nach-

zuweisen, aber ich ließ Sie zu Ende kommen und stieß mich auch nicht an Ihrer Sprache, welche nur zu oft bis an die Grenze des Unziemlichen und mit der Würde meines Amtes Unverträglichen streifte. Sie sehen, daß unser sogenanntes altes und heimliches Gerichtsverfahren eine gleiche Freiheit der Vertheidigung gestattet, wie die Schwurgerichte, für deren Einführung Sie so viel geschwärmt haben. Das nebenbei, ich komme zur Sache. Nicht wahr, seit mehr als vierzehn Tagen hat kein Fremder mehr in der Bergmühle übernachtet?"

„Ich glaube," erwiderte Dubsky, „daß es so lange her ist."

„Gut," sprach Herr von Rack. „Wie erklären Sie also, daß man in den letzten drei Tagen in dem in Rede stehenden Kämmerchen des oberen Stockwerkes bis in die tiefe Nacht Licht gesehen hat?"

„Das kann ich nicht erklären," gab Dubsky zur Antwort. „Es geschieht, wenn man zwanzig Leute im Hause hat, Mancherlei, was man nicht sieht oder was man nicht dulden würde."

„Wie kommt es," fragte von Rack weiter, „daß gestern Abend unmittelbar nach der Haussuchung ein Unbekannter im Walde, besser gesagt, im Park des

Grafen von Thieboldsegg von mehreren Personen gesehen wurde, welcher, wie die frischen Fußspuren an den feuchten Uferstellen des Teiches zeigen, seinen Weg von der Bergmühle genommen?"

„Der braucht nicht eben von mir hinaufgekommen zu sein," erwiderte Dubsky. „Die Fahrstraße geht doch oberhalb der Mühle am Schlosse direkt vorüber."

„Sie könnten Recht haben," fuhr von Rack fort, „aber wir haben bei Ihnen ein paar alte Stiefel gefunden, welche Niemandem in Ihrem Hause gehören, noch irgend Jemandem an den Fuß passen und welche unser Schuhmachermeister auf gerichtliches Befragen für kein böhmisches, sondern ein ausgemacht fremdes, vermuthlich ungarisches Fabrikat erklärt. Wenn nun diese alten Stiefel in die Fußstapfen am Teiche vollkommen, ja scharf passen, sollte dann der Schluß zu keck sein, den ich daraus ziehe, daß dort dasselbe Individuum gegangen, welches diese Stiefel in dem Kämmerchen zurückgelassen?"

„Das mag höchst scharfsinnig gedacht sein," erwiderte Dubsky, „da aber Niemand einen Fremden in meinem Hause gesehen, so kann es doch nicht stichhaltig

sein. Die Stiefel sind da, das ist wahr, aber ich frage, wo ist der Mensch?"

„Die Stiefel können doch nicht durch's Fenster in die Kammer hineingeflogen sein!" schrie der Bezirkshauptmann barsch auf, faßte sich aber schnell wieder und sprach mit neugesammelter Engelsgeduld weiter:

„Mit einem Worte, Sie werfen sich auf das Läugnen. Sie läugnen, räumen aber keines der zur Last gelegten Dinge hinweg. Wie ich sehe, sind Sie nicht der Mann, der bei weiterem Hin- und Hersprechen die traurige Vertheidigungsmethode aufgibt, welche zwar den Richter peinigen, aber die Anklage nicht aufheben kann."

„Ich weiß von der Sache nichts," sagte Dubsky energisch, während er mit dem Taschentuch über sein hochrothes, mit Schweißperlen bedecktes Gesicht hinfuhr.

„Ich weiß, daß Sie dabei stehen bleiben," erwiderte Herr von Rack, indem er das Protokoll, welches Auwald niedergeschrieben, in die Hand nahm und mit raschem Blicke überflog.

„Wir werden schwerlich," sagte er dann, zu Dubsky gewendet, „des Weiteren viel miteinander zu verhandeln haben. Ich mache Sie dennoch aber auf die

Folgen aufmerksam, welchen Sie sich durch die befolgte Taktik aussetzen. Kein Mensch, der seine fünf Sinne beisammen hat, wird bei dem vorliegenden Thatbestande annehmen, daß sich das in Rede stehende Individuum nicht in Ihrem Hause aufgehalten, und daß Sie von dessen Aufenthalt nichts gewußt haben. Es wird Jedermann sogar einleuchten, daß Sie die fragliche Person ganz besonders unter Ihre eigene Obhut gestellt und sogar die Mitwissenschaft Ihrer eigenen Hausleute verhindert haben. Bei so bewandten Umständen ist eine zweifache Auffassung möglich. Entweder Sie haben den Menschen, ohne dessen politische Straffälligkeit gekannt zu haben, aus einer nicht weiter denkenden Gutmüthigkeit bei sich aufgenommen und dadurch die Vorschriften der Fremdenpolizei überschritten, oder Sie haben, was bei Ihrem Vertheidigungssystem wahrscheinlich ist, den vollen Umfang der auf Sie fallenden Verantwortung eingesehen, derselben aber mit kluger Vorsicht auszuweichen geglaubt. Ist das Erstere der Fall, so sind Sie sehr leichtsinnig gewesen, ist das Letztere der Fall, dann haben Sie aus Opposition gegen die Regierung und Sympathie mit der Partei des Umsturzes einem flüchtigen Rebellen

Vorschub geleistet und damit einer der Bestimmungen unseres Strafgesetzbuches über Hochverrath wissentlich entgegen gehandelt. Auf den ersten Fall der Unkenntniß des fraglichen Individuums ist bei unseren väterlich milden Gesetzen eine unerhebliche Strafe gesetzt und ich hätte dieselbe in Rücksicht auf ein freies Geständniß auf das Minimum herabgedrückt. Im zweiten Falle aber — der liegt vor, liegt er nicht vor, ist es nicht meine Sache, die Ermittlung durchzuführen — bin ich nicht competent. Ich habe dann nur die Voruntersuchung zu leiten und die Akten an's Kriegsgericht einzusenden. Hiermit habe ich Ihnen die Sache auseinandergesetzt und Sie müssen sagen, daß Ihr eigener Advokat Ihnen keine lichtvollere und besser gemeinte Darstellung der gerichtlichen Consequenzen zu geben vermöchte —"

Dubsky's Gesicht nahm plötzlich einen Ausdruck an, in welchem sich große Ueberraschung mit Schrecken mischte.

„An's Kriegsgericht?" sagte er dann. „Und wie viel Monate der schrecklichsten Haft erwarten mich? Und wie viel meiner Leute werden eingezogen werden müssen?"

„Sie wollen es nicht anders," erwiderte von Rack achselzuckend.

„Ich werde Monate in der Untersuchung zubringen," sprach Dubsky, das ganze Gewicht des Gedankens fühlend, „ob schuldig oder unschuldig, die lange Haft bleibt im besten Falle nicht aus."

„Ihr eigenes Verschulden —" warf Herr von Rack, der aus der Niedergeschlagenheit des Bergmüllers Nutzen zu ziehen hoffte, scheinbar ganz gleichgültig hin.

„Daß es so mit mir steht," sprach Dubsky, „das hätte ich denn doch nicht gedacht!"

Herr von Rack las leise brummend ein Blatt, wie wenn er gar nicht zuhörte, während Auwald wie ein Mitangeklagter dastand und, so oft ihn ein Blick des Bergmüllers traf, sich einen Abgrund zu seinen Füßen wünschte, in welchen er versinken könnte. Dubsky's Niedergeschlagenheit und Kleinmuth war von kurzer Dauer. Seine derbe, heftige, im besten Sinne des Wortes mannhafte Natur brach sich mit Ungestüm Bahn.

„Das hätte ich nicht gedacht," rief er entschieden, „daß es ein so großes Verbrechen ist, einen Menschen,

den die Kugel oder der Strick erwartet, zu retten! Ja," fuhr er im höchsten Affekt fort, „es ist wahr, ich habe mich eines Verfolgten, eines Unglücklichen erbarmt, ich habe ihn fünf Tage lang beschützt, ich hätte ihm die Mittel zur ferneren Flucht gegeben, und rechne es mir zur Ehre an! Ich bereue nichts, da ich ohne jeden Mitschuldigen bin, ich bedauere nur, daß ich nicht schon heute den Lumpen, welcher meinen Spion gemacht, bei den Ohren habe, um sie ihm herauszureißen!"

„Lieber Dubsky," sprach von Rack, der beim Beginn des Geständnisses sogleich aufgesprungen und dabei dem jungen Aktuar ein heimliches Zeichen, rasch zu protokolliren, gegeben, mit der liebenswürdigsten Miene, „jetzt sind wir auf dem besten Wege, uns zu verständigen, und Sie werden die Erfahrung machen, daß Offenheit, zu welcher ich Sie gleich anfangs aufgefordert, Ihre beste Vertheidigungswaffe werden wird. Ich nehme Ihnen ihre bisherige Taktik nicht übel. Jeder will sich seiner Haut wehren, aber in allen Straffällen wird muthiges Bekennen den Richter am sichersten gewinnen. Ich ersuche Sie daher, fortzu-

fahren und des Näheren anzugeben, wer der Mensch sei, woher und wohin er sich gewendet — —"

„Herr Gott," rief Dubsky mit eben so viel Ueberraschung als Entrüstung, „bin ich denn im Nu ein altes Weib geworden? Soll ich Einen, den ich gestern gerettet, heute verrathen? War das Asyl, das ich dem Flüchtigen geöffnet, eine Polizei-Wachtstube, in welche ich ihn eingelassen, um seinen Steckbrief anzufertigen? Wäre nicht der Spion, welcher mich in diesen Prozeß gestürzt, ein Ehrenmann im Vergleich mit mir? Ich sollte ihn verrathen? — Nein, und wenn es die ganze Bergmühle kostet und meinen Hals dazu!"

Dieser Ausbruch kam dem Bezirkshauptmann so unerwartet, daß er wie in den Wellen dieser kräftig vorgebrachten, affektvollen Worte fassungslos auf- und niedergeschaukelt wurde.

„Sie sind aufgeregt," sprach er nach einer kleinen Pause gemessen, in seinem vorigen Vertrauen auf's Aergste getäuscht. „Es geschieht zu Ihrem Besten, wenn ich heute abbreche."

Er schellte. Der Gensd'arm trat ein und führte den Bergmüller ab.

„Ich glaube gar,“ sprach von Rack, Auwalds Gesicht fixirend, „Sie sind ergriffen?“

„Entschuldigen Sie,“ stotterte Auwald erröthend, „einem Neulinge ist Mancherlei neu — ich habe bis heute viel zu viel in der Familie gelebt — aber — es wird sich schon machen!“

Neuntes Kapitel.

Worin der Gast im unbewohnten Schloßflügel auftritt.

Während unser wackerer Müller Dubsky in fester Haft saß und dem traurigsten Schicksal entgegensehen mußte, hatte der Flüchtling in dem hocharistokratischen Schlosse eine Freistätte gefunden, welche der Gensd'armerie unnahbar, beinahe geheiligt war. Gleichwie er aber über die Familie Dubsky trübe Tage gebracht, hatte er auch seinen jugendlichen Beschützerinnen nicht geringe Verlegenheiten bereitet. War man auch schon über die Besorgniß hinaus, daß man in ihm einen vielleicht im gewöhnlichen Sinne gemeinschädlichen Gesellen beherberge, so waren wieder Bedenken anderer Art aufgetaucht, auf welche man anfangs nicht gefaßt war, wie nahe dieselben auch lagen.

Man hatte sich nämlich nicht gleich klar gemacht, als man dem Verfolgten das Asyl öffnete, daß man damit die förmliche Pflicht übernehme, ihn auch in eine definitive Sicherheit, die nicht einmal jenseits der Grenzen, sondern erst in der Schweiz zu finden war, zu bringen, nicht nur aus dem Grunde, weil die rettende That unvollkommen und halb gethan wäre, sondern weil die Beschützerinnen selbst dann noch compromittirt werden konnten, wenn der Flüchtling in jeder beliebigen Entfernung ergriffen würde.

Stundenlang waren Frau Hassenfeld, Cornelia und der alte Koß beisammen gestanden, um die gewünschte Lösung der schwierigen Frage zu Wege zu bringen. Natürlich fiel die ganze Last der Berathung auf Frau Hassenfeld, welche die entschiedenste und weltkundigste unter den Dreien war. Das Schloßfräulein war in dieser Angelegenheit ohne jede selbständige Meinung, wiewohl unendlich geneigt für die Ausführung eines guten zweckdienlichen Rathes jedes Opfer zu bringen; der alte Koß hingegen, war in der Auffindung von Auswegen und Rettungsvorschlägen höchst unproduktiv, wahrhaft unerschöpflich aber in Er- und Auffindung bedenklicher Einwürfe, so oft ein Vorschlag zur Sprache

gekommen war. Diesem alten Lakaien, der sonst der bravste, zuverlässigste Mann war, schwanden zuweilen die Sinne, wenn er sich in eine Geschichte verwickelt sah, in welcher er auf einer Seite förmlich gegen die hohe Regierung conspirirte, um einen ihrer Feinde am Leben zu erhalten, auf der andern gegen die bekannten Grundsätze seines Brodherrn sündigte und diese Schuld im Complott mit dessen Tochter in's Werk setzte.

Und wer war dieser bis dahin allen Dreien wildfremde Mensch, welcher sich ihnen eines Abends in der Mitte des Weges vom Schlosse zur Einsiedlerklause Hülfe anrufend entgegengeworfen, um so endlose, mit Verantwortungen verbundene Sorgen zu verdienen? War es nicht natürlich, begreiflich, verzeihlich, daß alle Drei ohne Ausnahme zuweilen, wenn auch nur momentan, von einem Gefühle befallen wurden, das bis zur Reue hinanreichte? Welche Consequenzen waren hingenommen worden, weil das erschreckte, zarte Frauenherz flüchtig höher schlug und über jede kleinliche Bedachtnahme hinweg fremde Lebensgefahr mitempfand und vor einer andern ent-

gegengesetzten Reue, vor dem eigenen Vorwurfe der Lieblosigkeit zitterte!

Jene damalige Nacht hatte in dem wellenlos heiter dahinfließenden Leben Cornelia's nicht ihres Gleichen. Tief aufgewühlte Empfindungen, die ganze Verwirrung in einer neuen und zugleich kritischen Lage, das erste Bewußtsein einer heimlichen und vielleicht folgenschweren Handlung in einem offen daliegenden jungfräulichen Gemüthe blieben auch am nächsten Morgen und den ganzen folgenden Tag auf dem blaß herabgestimmten Incarnat ihres edlen Gesichts und den nervös gespannten Mienenzügen verzeichnet.

Diese innere Unruhe legte sich zwar einigermaßen, als Frau Hassenfeld das dem Flüchtling angewiesene Versteck in dem unbewohnten alten Schloßflügel besucht und den räthselhaften Unbekannten gesprochen hatte. Wenn auch durchaus nicht anzunehmen war, daß seine Angaben über seine Herkunft thatsächlich richtig seien, so hatte man doch die Gewißheit gewonnen, daß seine Zurückhaltung in den exceptionellen Verhältnissen selbst begründet war und keinen seinen Retterinnen nachtheiligen Trug zur Quelle hatte. Daß er unter Anderem entschieden in Abrede stellte,

je im Leben den seinetwegen in Untersuchung gezogenen Bergmüller gesehen und dessen Gastfreundschaft genossen zu haben, war eher geeignet zu Gunsten des Beschützten einzunehmen, wie denn auch seine ganze Persönlichkeit, mit allen Sympathieen, welche Jugend einflößt, ausgestattet, einen gebildeten, von edlen Gesinnungen beseelten Mann ankündigte, wofern nicht alle Menschenkenntniß eine leere Täuschung war.

Dazu floß noch eine große Beruhigung aus dem Ereignisse, dessen Schauplatz die Bergmühle gewesen. Durch Herrn von Rack, der allabendlich zu Besuch kam, in alle Details der schwebenden Untersuchung eingeweiht, konnten die beiden Frauen mit Richtigkeit den Schluß machen, daß Dubsky, ein höchst achtbarer Mann, sich keines Unwürdigen angenommen. Sie mußten vermuthen, daß der Müller den Flüchtling sogar näher kenne, da er ihn selbst vor Gericht nicht zu schützen aufgehört und seine Fürsorge sogar bis zur Selbstaufopferung getrieben hatte.

Das war die rein innere Seite der Angelegenheit, deren befriedigende Gestaltung aber keine der Schwierigkeiten zu ebnen vermochte, welche der endgültigen Lösung, den Flüchtling in Sicherheit zu bringen, ent-

gegenstanden. Gerade durch die allmählig emporkeimende Ueberzeugung, daß man einen aus dem großen Haufen hervorragenden Menschen vor sich habe, erhöhte sich die Aufgabe und die angstvolle Pflicht, das einmal übernommene Werk nicht halb, sondern voll und ganz zu thun.

Wie aber sollte dies geschehen? Ein Entschluß war kaum mehr zu verschieben, denn bei der Menge der Gäste war der Flüchtling selbst in dem unbewohnten Theile des Schlosses vor einer Ueberraschung nicht sicher. Dort lag der Kaisersaal, so genannt, seitdem der römische Kaiser Karl VI. ein Mittagsmahl daselbst eingenommen, und an diesen stieß eine ganze Reihe von Cabinetten im Rococogeschmack, welche besonders für Damen viel Anziehungskraft hatten. Wäre ein Aufschub nicht gefährlich gewesen, so hätte die Fortschaffung des heimlichen Gastes die Hälfte ihrer Schwierigkeit verloren. Im gegenwärtigen Augenblicke aber waren die Augen aller Behörden der ganzen Umgegend wach, weil man dem ganzen Hergange nach gewiß war, daß der Verfolgte in dem allernächsten Reviere sich noch immer versteckt halten müsse.

Cornelia war aus der Sonntagsmesse auf ihr Zimmer gekommen, als Frau Hassenfeld bei ihr eintrat.

„Haben Sie," war Cornelia's erstes Wort, „keinen Plan über Nacht ausgesonnen?"

„Da ist guter Rath theuer," erwiderte Frau Hassenfeld. „Doch besser, wir warten noch einige Tage, wie schwer es gehen mag, als daß wir eine Uebereilung begehen."

„Es ist eine fatale Geschichte!" rief Cornelia. „Tag und Nacht, überall wird man von ihr verfolgt. Nicht einmal in der Kirche habe ich Ruhe gehabt. Meine Augen waren auf Hedwig, die vor einem Seitenaltar kniete, wie geheftet. Das arme Mädchen scheint durch das Schicksal ihres Vaters schrecklich betroffen worden zu sein. Unbeweglich, den Kopf tief auf die zusammengelegten Hände gestützt, glich sie eher einer Bildsäule als einem lebenden Wesen. Ein Bauer hatte gegen das Ende der Messe aus Unachtsamkeit mit seinem Hute das Glas eines Heiligenbildes eingedrückt. Aller Augen fuhren hin, nur Hedwig, hinter welcher es unmittelbar geschehen, sah sich nicht um, rührte sich nicht. Wie sie leidet, sagte ich zu mir,

und doch hat sie nur, wie ihr Vater, wie ich — wie wir, mit Jemandem Erbarmen gehabt!"

„Sie hat Niemanden, als ihren Vater," sprach Frau Hassenfeld. „Und glauben Sie, daß der Bergmüller, wenn es noch so glücklich geht, vor einigen Monaten aus der Untersuchung herauskommt?"

„Was Sie sagen!" rief Cornelia schrecklich überrascht. „So lange sollte es dauern?"

Sie wurden von Koß, der eben eintrat, unterbrochen. Er machte ein äußerst trübes Gesicht.

„Was giebt's denn wieder?" fragte Frau Hassenfeld.

„Das ist ein recht toller Mensch!" gab Koß zur Antwort. „Als ich ihm heute das Frühstück bringe, trägt er mir auf, der Dame, welche ihn schon einmal besucht hat, zu sagen, er wünsche sie im Laufe des Tages noch zu sprechen, denn er habe die Absicht, sobald es Nacht würde, seine Weiterreise anzutreten."

„Wie will er das thun?" riefen beide Damen überrascht.

„Das sagte er nicht," erwiderte Koß. „Ich habe ihm aber gleich erwidert, daß er froh sein könne, daß wir ihm hier Unterkunft geben, und auf jeden Fall bleiben, so lange wir selbst ihm nicht die Wohnung

kündigen. Ich hab's ihm rund heraus gesagt, er sei ein Rappelkopf, der den Bergmüller in's Unglück gestürzt und nun durch seine Voreiligkeit auch seinen neuen Gönnerinnen Unheil bereiten wolle."

„Was treibt ihn?" rief Frau Hassenfeld höchst verwundert.

„Sie sollten gleich hinaufgehen," sagte Cornelia hastig, „und ihn sprechen!"

„Dann hat er noch gesagt," fuhr Koß auf's Neue fort, „und das war der Hauptunsinn, er wünschte das junge Fräulein zu sehen, das an seiner Rettung Theil hat. Er möchte ihr zum Abschied seinen Dank sagen."

„Weiß er, wer ich bin?" rief Cornelia zusammenzuckend und erbleichend.

„Keinesfalls," erwiderte Koß, „sonst würde er das doch nicht so mir Nichts dir Nichts gewagt haben. Darauf habe ich zu ihm gesagt, daß das ein ganz verrückter Gedanke sei, an den er nicht weiter denken solle."

„Das war aber eben nicht das Gescheidteste," fiel Frau Hassenfeld ein, „was Sie erwidern konnten. Gerade diese Antwort kann ihn bei einigem Scharfsinn auf die Spur bringen. Sie konnten ruhig sagen:

das Mädchen ist gestern verreist, oder es ist die Verwalterstochter unseres Grafen und ist mit ihrem Vater auf einen Meierhof gefahren. Das wäre besser gewesen."

„Mein Gott!" rief Koß ganz wild, „jetzt soll ich noch die Schuld haben, wenn es herauskommt, daß die gnädige Comtesse dabei gewesen ist! Das Lügen habe ich nicht studirt, und es ist schon Schurkerei genug, daß ich in meinen alten Tagen hinter dem Rücken meines gnädigsten Herrn mit operiren muß!" Er jagte zur Thür hinaus.

„Ich will gleich hinaufgehen und ihm den Marsch machen!" sagte Frau Hassenfeld ernst und gedankenvoll. „Das wäre die schrecklichste Ueberstürzung, ihm und uns verderblich!" Sie war bei den Worten rasch an die Thür getreten.

„O gewiß," erwiderte Cornelia mit besorgten Mienen, „Sie müssen es ihm um jeden Preis ausreden. Er muß warten!"

Mit mehrmaligem Kopfnicken die vollkommenste Uebereinstimmung ausdrückend, eilte Frau Hassenfeld hinaus. Zu dem Asyl des Flüchtlings in den unbewohnten, alterthümlich erhaltenen Schloßflügel führten

zwei verschiedene, weit auseinander gelegene Wege, der eine über eine Wendeltreppe, der andere über eine breite steinerne Stiege. Beide waren durch Thüren abgeschlossen, welche nur bei höchst seltenen Gelegenheiten geöffnet wurden. Zu der Wendeltreppe war leicht und unbemerkt zu gelangen und auf diesem Wege hatte man den Flüchtling hinaufgebracht. Von dieser Seite aus hatte er den ersten Besuch der Frau Hassenfeld erhalten und war schon gewohnt, den alten Koß von dort kommen zu sehen, wenn dieser, was dreimal des Tages geschah, die nöthigen Lebensmittel hinaufschaffte. Frau Hassenfeld huschte die Wendeltreppe rasch hinauf und gelangte an die sogenannten chinesischen Cabinette, die den Namen von den bizarren Wandgemälden trugen und deren letztes den Flüchtling beherbergte.

Dieser stand erwartungsvoll und wie auf der Lauer in der Mitte des Zimmers, als Frau Hassenfeld rasch die Thür öffnete, und erst als er sie als eine seiner Retterinnen erkannt hatte, lächelte er ihr mit freundlichen Mienen entgegen.

Es war ein junger Mann von etwa sechs bis sieben und zwanzig Jahren von einer hohen, mageren,

aber stark gebauten Gestalt, deren gefälliger, in die Augen springender Adel durch den allereinfachsten, ziemlich abgebrauchten Anzug nicht zu entstellen war. Sein männlich schönes Gesicht schien durch das schwarze Kopfhaar, die dunkelglühenden Augen und das auf der Oberlippe sich kräuselnde Schnurrbärtchen noch blässer, als es war. Auf der hochgewölbten, klaren Stirne und um die schöngeformten geistsprühenden Augen herum lag Nachdenken ausgeprägt, und ein Ernst, welcher durch die feinen Züge um den Mund, das schöngebildete Kinn und die sanftgebogene, ziemlich stolz vortretende Nase hervorgehoben und zugleich gemildert wurde. Die Energie, welche der ganze Kopf verrieth, verlor durch die Beimischung eines schwärmerischen Anhauches Nichts von ihrem Ausdruck, sondern gewann an poetischem Interesse. Dieser gewinnende, den Mann von Bildung verrathende Eindruck war zunächst der von der Natur verliehene Empfehlungsbrief, welcher die beiden Damen unbewußt bewogen hatte, dem Zuge ihres Mitleids ohne Zaudern zu folgen.

Als Frau Hassenfeld eingetreten war und sich auf den an der Wand hinlaufenden, gepolsterten Sitz hin-

geworfen hatte, um Athem zu schöpfen, fiel ihr das so überaus interessante Aussehen ihres Schützlings eigentlich zum ersten Male vollkommen klar in die Augen, denn im Parke hatte sie ihn nur wie im Traume, einer genauen Beobachtung nicht fähig, und bei ihrem letzten Besuche kurz vor einbrechender Nacht im täuschenden Zwielicht gesehen. Ihr Vorsatz, ihm, wie sie sich's vorgenommen, eine scharfe Zurechtweisung wegen seines überstürzten Entschlusses zu ertheilen, schmolz plötzlich tief hinab und sie sann nach, wie ihre Absicht im Einklange mit der eine gewisse Achtung fordernden Persönlichkeit des Fremdlings zu erreichen sei.

„Ich bin sehr erfreut, daß Sie kommen," redete sie der Flüchtling mit klangvoller Stimme an. „Koß wird Ihnen gesagt haben, daß ich reisefertig bin?"

„Wir haben es mit Schrecken vernommen!" rief Frau Hassenfeld. „Sind Sie denn bei uns so schlecht aufgenommen worden, daß Sie ohne Rücksicht auf alle Gefahren aufbrechen wollen?"

„Wie undankbar wäre ich," erwiederte der Flüchtling, „wenn die Erinnerung an die zwei jugendlichen Damen, die so viel Muth und so viel Hochherzigkeit gezeigt, je in meinem Herzen erlöschen könnte! Sie

haben mich nicht allein aus den Fesseln befreit, und mich unter Ihre schützenden Fittiche genommen, sondern auch meinen Glauben an die Menschen, der durch tausend Beispiele von Schwäche, Selbstsucht und Abfall arg erschüttert war, neu befestigt. Mit Worten vermag ich Ihnen nicht zu danken, aber es werden, wenn mir ein längeres Leben beschieden ist, Zeiten wiederkommen, wo ich besser in der Lage sein werde, den mir ewig denkwürdigen Aufenthalt in diesem Schlosse anzuerkennen. Sie haben für mich Alles gethan, es ist nicht möglich, durch weiteren Aufschub mehr für mich zu thun. Ich aber muß daran denken, Sie einer gefährlichen Last zu entheben und darf unter diesem gastlichen Dache nicht vergessen, daß ich noch weiter muß, wie wenn ich der ewige Jude wäre!"

„Sie sind sehr rücksichtsvoll," versetzte Frau Hassenfeld, „aber es frägt sich, ob es schon an der Zeit sei, uns, wie Sie sich ausgedrückt haben, der gefährlichen Last zu entheben. Durch den Prozeß des Bergmüllers sind alle Gerichte wach und die umliegenden Straßen müssen äußerst unsicher sein. Wollen Sie aus Ungeduld Alles auf's Spiel setzen und uns in eine peinliche Verantwortung stürzen?"

Nachdenklich warf der Flüchtling seine Blicke zu Boden und sagte, die Augen zu der vor ihm sitzenden Frau wieder erhebend, mit unzweideutigem Antheil, wie einfach auch die Worte klingen sollten:

„Was vernimmt man über den Gang der Untersuchung gegen diesen Bergmüller?“

„Entschieden ist noch Nichts,“ erwiederte Frau Hassenfeld, „welches Ende es aber auch nimmt, der Bergmüller wird nicht leichten Kaufs davonkommen.“

„Was Sie da sagen!“ rief der Flüchtling, sich über die Stirn fahrend. „Was kann man gegen ihn haben! Ich war nicht unter seinem Dache, ich kenne ihn nicht, er kennt mich nicht! Im Lande der Willkür sind eben die Hallucinationen des Verdachtes ein strafbarer Thatbestand und der Schein gilt als Beweis!“

„Doch nicht!“ entgegnete Frau Hassenfeld. „Der Bergmüller hat offen erklärt, daß er einem Flüchtigen Unterkunft gegeben, weigert sich aber ihn näher zu bezeichnen, wie man es von einem Ehrenmanne und Feuerkopf, wie er Einer ist, erwarten kann.“

„Ich war es nicht!“ warf der Flüchtling hin, sich abwendend. Eine kleine Pause trat ein, worauf er sich lebhaft umkehrte und sagte:

„Wäre ich es, so frage ich Sie, was sich thun ließe, den braven Mann nicht für mich leiden zu lassen? Mein Auftreten stürzte ihn noch tiefer hinein. Ich bin es aber nicht.“

Er wandte sich wieder um.

Frau Hassenfeld, der der bewiesene Takt und die ganze Wendung wohlgefiel, ließ sich nicht irre führen und erwiederte ruhig, aber mit einem verschleierten Vorwurf:

„Wir können nicht von Ihnen so viel Vertrauen beanspruchen —“

„Weil Sie mir blos die Freiheit, das Leben gerettet haben!“ rief der Flüchtling mit einer gegen sich selbst gekehrten Ironie. „Jedermann,“ fügte er dann hinzu, „hat am Ende das Schicksal seiner politischen Gesinnungen zu tragen! Doch, wir kommen von der Hauptsache ab. Erklären Sie mir freundlichst näher, welche Folgen ich auf Sie lade, wenn ich heute das Asyl verlasse und noch in dieser Nacht von einem bösen Genius ausgeliefert würde?“

„Sie fragen?“ rief Frau Hassenfeld bestürzt.

„Sie werden zugeben,“ sprach der Flüchtling weiter, „daß ich ungesehen und sicher den nahen Wald

erreichen kann. Dann bin ich frei — frei, wie das sich dort tummelnde Wild im umhegten Revier — ich bin zwar nicht sicher, mich bangt aber dann nur um mich allein auf meinem einsamen Pfade, nicht mehr um irgend einen meiner Schuldgenossen! Glauben Sie denn, daß ich hier oben gar so sicher bin? Ein Zufall kann schon morgen zur Entdeckung führen, und ich müßte meine Flucht vielleicht unter den bedenklichsten Aussichten antreten. Mir und Ihnen stände ein böser Tag bevor. Lassen wir ihn nicht kommen! Bleiben kann ich hier ohnehin nicht, warum nicht heute thun, was bald doch geschehen muß?"

„Nur noch einige Tage!" rief Frau Hassenfeld inständig.

„Die werden Nichts ändern," versetzte der Flüchtling kaltblütig. „Ich bin überzeugt, daß Sie mir im Stillen zustimmen und nur dem raschen Entschlusse ausweichen. Sie werden damit fertig werden, wie ich es geworden bin. Ich sage Ihnen Lebewohl!"

Er ergriff ihre Hand und küßte sie, nachdem er sie warm gedrückt hatte. Frau Hassenfeld, eine nüchtern und praktisch denkende, aber warm fühlende Frau, war eigenthümlich bewegt aufgesprungen.

„Sie mißverstehen mich,“ rief sie. „Ich fürchte nicht für uns, wir wollen Sie nicht preisgeben! Wir haben Sie halb gerettet, wir wollen Sie ganz retten! Ueberstürzen Sie Nichts!“

„Ihre Theilnahme rührt mich,“ erwiederte der Flüchtling ergriffen, „sie bürgt mir dafür, daß sich auf meinem weiteren Wege noch mitleidsvolle Herzen meiner annehmen werden! Sie sind eine edle Frau! Seit ich aber so tief in Sie geblickt, bereue ich hundertfach, daß ich gehen werde, ohne meine zweite Retterin wiedergesehen zu haben. Kann ich sie nicht mehr sehen?“

„Sie ist verreist,“ gab Frau Hassenfeld nach einer Pause leise zur Antwort.

„Ich sehe sie zwar,“ fuhr er fort, „und werde sie immer so sehen, wie sie, ein Sträußchen in einer Hand, den Strohhut in der andern, neben Ihnen am Teiche einhergeht, wie sie, als ich hervorstürze, erschrocken zurückfahrend, Ihren Arm faßt und mich anblickt! Wie sie mich anhört und ohne die Lippen zu bewegen, mir in der ersten Bewegung des Herzens mit ihren schönen Augen antwortet, welche zwar voll Bestürzung auf mich schauen, aber von einem edlen

Erbarmen leuchten, und dem Verlorenen in der tiefsten Finsterniß einen Ausgang zeigen! Ich werde dieser That ewig gedenken, aber es wird mir viel kosten, die Erscheinung meiner Retterin zu vergessen!"

Seine Züge, welche, während er gesprochen, von innerer Bewegung geleuchtet hatten, wurden, als er geschlossen hatte und, die Hand an die Stirn legend, durch das offene Fenster in's Blau des Himmels hinaufstarrte, von einem wehmüthigen Schatten bedeckt.

„Es thut mir leid," erwiederte Frau Hassenfeld, die seinen Gedankenzug leicht errieth, „daß Sie das Mädchen nicht sehen können. Sie ist mit ihrem Vater auf längere Zeit verreist. Sie ist die Tochter des gräflichen Verwalters —"

„Sie —" rief er mit einer Miene, die es zweifelhaft ließ, ob er enttäuscht oder angenehm überrascht war. „Ich hätte beinahe geglaubt —" Er brach ab.

„Was haben Sie geglaubt?" fragte Frau Hassenfeld neugierig.

„Alberne Träumerei!" rief der Flüchtling. „Als wäre Schönheit ein Privilegium eines höheren Standes! Die Nähe des Schlosses, ich weiß selbst nicht was, hat mich verführt. Die Erziehung der Com-

tessen erweitert nicht das Herz und lehrt nicht aufopferndes Eingreifen zum besten Anderer und ich habe — o wie absurd, wie absurd!"

„Da haben Sie sich freilich geirrt," sagte Frau Hassenfeld mit erkünsteltem Lachen.

„Sie ist eine einfache Bürgerstochter," fuhr der Flüchtling fort, „wäre sie es nicht, so könnte ich ihren Besitz dem Adel mißgönnen, so könnte ich, so müßte ich —" er brach ab, eine seltsame Exaltation hatte sich seiner bemächtigt. Erst nach einigem Nachdenken sprach er maßvoller weiter:

„Wenn Sie mich ansehen — diesen Rock — eine Jacke auf heimlicher Flucht einem Jägerburschen im Walde eilig abgekauft — diese Weste, mir von einem braven Manne gespendet, welcher sicherlich keine überflüssige im Leben besessen hat und doch meinen Kaufanbot zurückwies — wenn Sie alles Uebrige ansehen, was an mir hängt, reif für einen Trödelmarkt — dann können Sie mich, wenn Sie mich weiter hören, für einen Narren halten! Und doch hat es schon mit mir anders gestanden, besser als mit Hunderttausenden von Sterblichen und wird wieder so stehen, wenn das Glück mich nicht im Stiche läßt, das Glück, welches

bis jetzt meine Rettungsversuche begleitet! Ich bin — doch es ist unnütz — Sie werden noch von mir hören und lebe ich nicht mehr, so ist Alles gesagt! Ich hätte nicht geglaubt, daß ich aus dem politischen Schiffbruch mehr als mein nacktes Leben in's Exil mitnehmen werde, dennoch wird mich ein hohes Gefühl in die Ferne begleiten und meine Sehnsucht nach dem Vaterlande verdoppeln! Das herrliche Mädchen bleibt in mein Herz gegraben und, da keine Schranken des Ranges zwischen mir und ihr bestehen, so bricht sich der Wunsch in mir mit allem Ungestüm Bahn, eines Tages meine Retterin mein zu nennen!"

„Sie lassen sich von Ihrem Danke zu weit hinreißen," erwiederte Frau Hassenfeld mit Lachen, doch auch verlegen. „Wenn der Druck aufhört, unter welchem Sie das Gelöbniß machen, werden Sie das, was ich und die Verwalterstochter für Sie gethan, kälter beurtheilen und richtiger schätzen."

„Niemals, niemals!" rief der Flüchtling.

„Uebrigens," fügte Frau Hassenfeld in der Absicht, ihm jede Hoffnung abzuschneiden, hinzu, „ist das Mädchen verlobt und wird in kurzer Zeit ihre Hochzeit halten!"

Ueberrascht, ja bestürzt starrte der junge Mann Frau Hassenfeld an, ehe er, ihre Hand fassend, sagte: „Dann leben Sie beide wohl! Sagen Sie ihr nichts von diesem Gespräch — oder Alles, bis ich fort bin!"

Da alles Zureden, zu bleiben, vergebens gewesen, entfernte sich die freundliche Besucherin so heimlich, wie sie gekommen.

Zehntes Kapitel.

Handelt von der Verwalterstochter.

Frau Hassenfeld hatte, als sie wieder zu Cornelia hinabgekommen war, die Unterredung mit dem Flüchtling so getreu wiedererzählt, wie es nur das Gedächtniß vermag. Der Heirathsantrag, welchen die vermeintliche Verwalterstochter erhalten, mußte Heiterkeit erregen, und man hätte noch mehr gelacht, wenn im Uebrigen die ganze Situation nicht so grausam ernst gewesen wäre. Der durchweg günstige Eindruck, welchen das Aussehen, die Sprache und das ganze Benehmen des Fremdlings auf Frau Hassenfeld hervorgebracht, mußte bei der Mittheilung nothwendiger Weise auf die junge Gräfin selbst übergehen, da sie ein unbedingtes Vertrauen auf das richtige Urtheil und die

herzliche Ergebenheit ihrer Gesellschafterin und Jugendfreundin setzte. Ebenso mußte sie von der Huldigung, welche sie unter der Adresse der Verwalterstochter empfangen, ohne Vorwurf der Eitelkeit schmeichelhaft berührt werden, wie sie auch darüber gelächelt hatte. So kam es, daß sich in ihr der Wunsch unwillkürlich regte, den Schützling wenigstens verstohlen und von ihm unbemerkt zu sehen, ehe er sich vielleicht für immer ihren Augen entzogen haben werde. Dieser Wunsch, den sie sich aber vor ihren Vertrauten zu äußern hütete, war sicherlich verzeihlich. Was war natürlicher, als der Drang, Jemanden sehen zu wollen, für den sie so viel gethan und gewagt, der unzählige ihrer Gedanken an sich gerissen und ihr so viel ängstliche, stürmische Herzschläge, wie kein zweiter Mann auf Erden, gekostet hatte! In ihrem Wesen selbst lag noch die tiefere Begründung. Trotz ihres adeligen Ursprungs und ihres Lebens in hohen Kreisen war Cornelia von den Tugenden und Untugenden der Welt- und Modefräulein himmelweit entfernt. Sie gehörte zu den Naturen, deren ächt weiblicher Stempel, trotz der allgemeinen Eindrucksfähigkeit des Frauengeschlechts, nicht einmal durch die Verlockungen eines täglich vor

die Augen tretenden Beispiels zu fälschen, ja kaum zu berühren war, weil die scharfen Idiosynkrasieen des Gemüthes alle Wirkungen aufhoben. Das Herz, welches bei ihr die bestimmende Gewalt über Alles übte, hatte nicht die ihm so oft gefährliche Einbildungskraft zu fürchten; erst, aber dann erst, wenn es lieblich oder schmerzlich getroffen, bewegt, gefaßt war, konnte es die Phantasie wagen, ihre Verführungskünste zu versuchen. Sanfte Milde, interesseloses Mitgefühl, langes, treues Festhalten an dem einmal Empfundenen, ein im tiefsten Selbst seliges Verweilen waren die Grundzüge des Mädchens, insofern sich dieselben aus dem kindlichen, dem Weltverkehr beinahe fremden Treiben des bisherigen Lebens zurückspiegelten.

Cornelia's Gesicht war der treue Abdruck dieses Innern. Man hatte sie oft im Orte, nicht mit Unrecht, mit der Bergmüllerstochter verglichen, dennoch war ein Unterschied; die junge Gräfin war die idealisirte Hedwig. Ein poetischer Hauch, eine heitere Anmuth war über die reinen, ebenmäßigen Züge hingestrahlt, aus den schönsten blauen Augen loderten die keuschen Flammen einer idealen Sehnsucht hervor und die zarten, sanften Blicke, welche gern auf dem Gegen-

stande, auf den sie fielen, lange ruhten, sprachen eine innige Vertiefung, ein seelenvolles Eindringen in das Geschaute aus. Um den jungfräulichen Mund, der von jeher gewohnt war, mehr zu verschweigen, als er zu sagen hatte, spielten Güte und Sanftmuth, doch auch schalkhafte Genien, wenn er sich zum Lächeln öffnete. Es wohnte in dem Wesen eine Seele, welche für stilles, rein inneres Glück und nicht für die pomphaften, hoffährtigen Triumphe der großen Welt geschaffen war und nicht selten in Stunden einsamen Nachdenkens diese Bestimmung schon fühlte.

Die Vorurtheile, in welchen sie durch ihren Stand und die geringe Kenntniß der unter ihr stehenden Sphären der Gesellschaft befangen sein mußte, beschränkten sich doch nur auf die äußerliche Gemessenheit und waren eigentlich nur theoretischer Natur, denn sobald irgend ein rein menschliches Gefühl in's Spiel gekommen war, brachen gewöhnlich alle stolzen Schranken zusammen.

Dieser Anlage nach war der Akt der Menschlichkeit, einen Verfolgten zu retten ein edles Selbstgenügen, und es war selbstverständlich, daß dieses Ereigniß, welches in die sonnige Helle ihrer sorglosen

Jugendtage hineingefallen war, tiefgehende Spuren in ihr Gemüth eingraben mußte. Die anfängliche Besorgniß, mitcompromittirt zu werden, hatte durch die vortheilhafte Schilderung des Flüchtlings aus dem Munde ihrer Vertrauten den selbstischen Charakter verloren und sich zu der vollkommensten Theilnahme an dessen fernerem Geschicke gesteigert und geklärt.

Tiefe Wolken verdüsterten ihr schönes Gesicht, als sie vernommen hatte, daß der Flüchtling am heutigen Abend das Asyl räumen und sein Leben dem Winde und den Wellen wieder überlassen werde.

Diese Stimmung begleitete sie, als sie in das Wäldchen hinabkam, wo die hohen Gäste sich vor der Mittagstafel versammelt hatten. Es war ein schwüler aber schöner Tag.

Cornelia hatte sich neben ihren Vater schweigend gesetzt und nahm eines der großen Journale, welche neben dem Sitze des Diplomaten aufgestapelt lagen, in die Hand.

„Aber, liebes Kind," rief der Vater mit scherzhafter Verwunderung, „seit wann interessirst Du Dich für Politik?"

„Es ist nur Zeitvertreib,“ erwiderte Cornelia verlegen und vergrub das Gesicht in dem Blatte.

„Werfen's das Zeug weg!“ rief ihr der alte General Greifenstein im väterlichen Warnungstone zu. „Wenn ich nicht die Militärernennungen lesen müßt', ich würd' ein solches Papier das ganze Jahr nicht anrühren, außer wenn ich einen Fidibus für meine Pfeifen brauch'. Am allerwenigsten taugt das Zeitungslesen den Weibern, die waren am allerbravsten, wie sie noch nichts g'lesen haben, als ihre Gebetbücher. Verderben's sich nicht Ihre schönen Augen.“

„O, das schadet ihnen nicht, General!“ rief ihm Cornelia lachend zu, im Lesen fortfahrend.

Der Ausfall auf Zeitungen und Bücher, dem alten Haudegen ein verhaßtes Feindesgebiet, kam der frommen Gräfin Sophie sehr gelegen. Sie war unermüdlich, Fehler an ihren Mitmenschen zu entdecken, und überglücklich, dieselben durch Zurechtweisungen und Moralpredigten zu bessern.

Sie hatte schon lange, während sie sich fatiguirt stellte, wie eine lauernde Katze die junge Gemahlin des Generals beobachtet, die mit dem stattlichen Rittmeister Haldenried in lebhafter, bald mit lautem Lachen,

bald mit vertraulichem Flüstern geführten Unterhaltung einen schattigen Seitengang des Schloßwäldchens auf und ab ging. Da sie keine so feinen Ohren hatte, um das Gesprochene aus solcher Entfernung zu hören und auch die Beiden nirgends schicklicher Weise belauschen konnte, so begnügte sie sich, das Gespräch zu errathen und dessen Inhalt zu verdächtigen.

Der General hatte ihr selbst den längst ersehnten Anlaß dazu gegeben, sein Ausfall auf Lektüre hatte eben so gut seiner Gemahlin, ja noch mehr als Cornelia gegolten, und der Gräfin war wohl bekannt, daß sich das ungleiche Ehepaar wegen dieses Gegenstandes nicht selten zu bekriegen pflegte.

„Sie gehen zu weit, lieber Greifenstein," sagte sie, „wenn Sie alle Lektüre verdammen! Es gibt wohl Bücher, welche das Herz veredeln und die Sitten regeln. Leider sind es aber nicht die Werke, nach welchen unsere Jugend greift. Man will sich die Phantasie erregen, die Gefühle exaltiren und die Sinne mit den raffinirtesten Darstellungen berauschen lassen. Leonie —"

„O hören's mir mit meiner Frau in diesem Punkt auf!" rief der General ganz ärgerlich emporzappelnd.

„Ich lobe ja Ihre Frau,“ sagte Gräfin Sophie ihre Worte betonend. „Ich sah bei ihr ein Buch, das man nicht hoch genug schätzen kann, ich sah sie in demselben gestern und vorgestern in frühester Morgenstunde lesen. Dieses Buch vereinigt Poesie und Religion —“

„Da haben Sie halt,“ rief der General, „die andern Bücher nicht g'sehen, die keinen Schuß Pulver taugen. Die hat sie schockweise! Nun, was war das für ein Buch?“

„Die Märtyrer von Chateaubriand,“ gab die Gräfin zur Antwort.

„Wo liegt Chateaubriand?“ fragte der General. „Ich bin in der Geographie schlecht zu Hause.“

„Chateaubriand,“ berichtigte die Gräfin, „heißt der Verfasser.“

„Ja so!“ rief der General. „So könnte aber doch auch ein Ort oder ein Schloß irgendwo in Frankreich heißen. Wir sind aber von der Sache abgekommen, Theuerste, und ich bleib' gern bei der Stange. Wenn das Buch, wie Sie sagen, wirklich gut ist, so weiß ich, daß meine Frau nichts d'raus lernen wird.“

„Aber, lieber General —“ sagte die Gräfin mit hinterlistiger Milde im sanft flehenden Tone.

„Die hat den Kopf schon zu überspannt," fuhr der General, sich erhitzend, fort. „Die Romanmacher haben ihr schon den gesunden Menschenverstand überschraubt, sie denkt mehr an Schiller, und wie all die alten und neuen Dichter heißen, als an ihren Mann und die Küche."

„Sie sind heut übler Laune," intervenirte Frau von Wallhof, die bisher ruhig dagesessen hatte. „Sie haben eine ebenso liebenswürdige als geistreiche Frau. Das erkennt alle Welt an, alle Welt!"

„Nur der eigene Mann sieht nix davon," erwiderte der General, verdrießlich auflachend. „Sie ist schon durch ihre Bücher so g'scheit, daß ich ihr nix mehr recht machen, daß ich nix mehr recht reden kann. Bald heißt 's, wenn ich mit ihr aus der Gesellschaft komm': O das war plump von Dir! Das war schrecklich derb! Ich hab' mich geschämt! Ich war ganz starr! Das ist Dein unglücklicher Kasernenstyl! — Schockschwerenoth! Ich habe es drei nacheinanderfolgenden Kaisern und fünf ausländischen Souverainen recht gemacht, wie meine Orden bezeugen, da werd' ich es auch einem Frauenzimmer recht machen,

das noch nicht auf der Welt war, als ich schon längst zum Hauptmann avancirt bin!"

Die Gräfin hatte ihn wirklich in eine zornige Aufwallung hineingeredet, aber da hatte sie ihn eben wo sie ihn haben wollte, um ihm einige Eifersucht gegen Haldenried beizubringen. Er war, sich in die Brust werfend und laut schnaufend emporgesprungen und bei Seite getreten, wo er im gemessenen Schritte auf und ab ging.

„Aber, lieber Greifenstein," begann die Gräfin, die ihm nachgegangen war, wieder, „wenn ich gewußt hätte, daß ich die unschuldige Veranlassung werde —"

„Ah, da machen Sie sich keine Skrupel!" sagte der im tiefsten Grunde gutmüthige und harmlose Mann. „Das ist eine alte Geschichte!"

Seine Aufwallung war wieder vorüber, das Gesicht verlor von seiner tiefen Röthe.

„Da sieht man," versetzte Gräfin Sophie, ihn freundschaftlich am Arme nehmend, „daß Diejenigen nicht böse sind, welche recht poltern!"

„Oder," paraphrasirte der General mit seinem alten Humor, „daß die Hunde nicht beißen, die bellen!"

„Für meinen Theil," sagte die Gräfin, sich dem

Ziele nähernd, „ist es mir lieb, daß Ihre Frau Nichts von unserer kleinen Debatte gehört haben kann. Sie ist zum Glück in die Unterhaltung mit dem Rittmeister so vertieft —“

„Der Rittmeister,“ gab der General zur Antwort, „ist ein gescheidter Mensch. Der läßt sich auch nix Ueberspanntes gefallen.“

„Die Männer,“ rief Gräfin Sophie, „haben in der Regel die größte Nachsicht mit Frauen, wenn diese jung und schön sind. Der Rittmeister wird auch kein weißer Rabe sein.“

„Ist mir auch recht!“ warf der General, der im Punkte der Eifersucht eine überaus dicke Haut haben mußte, gleichgültig hin.

„Ich erstaune über Ihr Phlegma,“ rief die Gräfin, die Augen verdrehend und die Hände zusammenschlagend. „Wäre es Ihnen denn gleichgültig, wenn sich Ihre Frau verliebte und Sie sich selbst den Vorwurf machen müßten, daß Sie nicht rechtzeitig eingeschritten wären und die Gelegenheit nicht zerstört hätten, welche Diebe macht?“

„Das Verlieben wird nicht so geschwind gehen,“ sagte der General mit unerschütterlichem Gleichmuth.

„Leonie ist nicht inflamabel. Verdruß hat es schon unter uns genug gegeben, doch im Punkte der Liaisons ist meine Frau von jedem Tadel frei und ich vertraue ihr da ganz. Umgekehrt, hat auch sie mir niemals eine Eifersuchts-Scene gemacht.“

„Aber es könnte doch der Fall sein, daß so viel Vertrauen —“ wollte die Gräfin, über solches, wie sie glaubte, verblendetes Vertrauen außer sich vor Aerger, einwenden, als ihr der General lachend in's Wort fiel:

„Dummes Zeug! Ungelegte Eier koch' ich nicht, weder weich, noch hart!“

Die Gräfin verstummte. Ihr sank der Muth, da sie sah, daß der alte Soldat keine Ader vom Mohren von Venedig habe, aber sie hätte doch gewiß neue Ansätze gemacht, wenn die allgemeine Aufmerksamkeit nicht auf eine vierspännige Reisekalesche gefallen wäre, welche so eben die steile Allee hinauf dem Schlosse zufuhr.

„Wer mag das sein?“ fragte man sich, da eben kein Besuch in den nächsten Tagen erwartet wurde. Der Graf von Thieboldsegg, welcher mit Zeichen einer unruhigen Neugierde nach dem Wagen geblickt hatte, war aufgestanden und dem Schloßthore zu ge-

gangen, indem er ziemlich unverständlich, wie Einer, der Etwas, was ihm ungelegen kommt, ahnt, zwischen den Zähnen murmelte: „Ich glaube gar — er kommt schon!"

Die übrige Gesellschaft verharrte auf ihren Plätzen. Inzwischen kamen auch Leonie und Haldenried herbei.

Der Graf war eben in die Schloßeinfahrt gekommen, als der Wagen stillhielt und einer der Lakaien, die den Reisenden begleiteten, den Schlag öffnete. Ein junger Cürassieroffizier von etwa einundzwanzig Jahren sprang heraus, indem er, den Grafen erblickend, von Weitem rief:

„Komme ich zu früh?"

„Jederzeit hoch willkommen, Durchlaucht!" erwiderte der Graf. „Kaum hatte ich den Vierspänner gesehen, als mir eine Stimme zuflüsterte, daß Sie es sein werden!" Er umarmte den Gast auf's Herzlichste, wie es bei solcher Stimmung nur ein sehr gewiegter Diplomat vermag.

„Es war zwar abgemacht, daß ich am Ende des Monats komme, indeß —", sagte der Curassieroffizier.

„Ihre Ungeduld ist mir äußerst schmeichelhaft,“ gab der Graf zur Antwort.

„Bei Ihnen wimmelt es ja von Gästen, wie ich bemerkt habe! Wen haben Sie hier?“ fragte Jener.

„Lauter Bekannte!“ antwortete der Graf. „Sie werden selbst sehen!“

Sie gingen Arm in Arm in das Wäldchen, wo eine lebhafte Bewillkommnungsscene stattfand. Der Angekommene, Hugo Fürst von Kronenburg, der Träger eines der glänzendsten adeligen Namen, Sprosse einer Familie, die seit Jahrhunderten eine Rolle gespielt, der künftige Besitzer zahlreicher Herrschaften, deren Areale sich mit einem größeren deutschen Fürstenthume messen durfte, der einzige Sohn eines frühgealterten decrepiten Vaters, hatte weder auf sein Aeußeres, noch auf sein Inneres den Stempel seines erlauchten Ursprungs gedrückt, sondern war von einem sehr alltäglichen Aussehen, wie eben auch jeder Landedelmann aussehen darf, welcher gut reiten, gut fahren und gut jagen kann. Seine Gestalt war knochig und untersetzt, aber weder edel, noch unedel; sein Gesicht mit der länglichen Nase, den grauen kleinen Augen und dem von vielen Zahnlücken entstellten Munde, durch-

aus alltäglich; nur die Abgelebtheit, welche aus den ermüdeten Zügen und dem gelben, um die Nasengegend bläulichen Teint hervortrat, konnte als etwas Charakteristisches gelten. Die kleine, enge Stirn, welche keine Intelligenz zeigte, erschien noch kleiner und enger, weil das kurz geschorene, in der Mitte ausgefallene Haar, ihre wahren Dimensionen rücksichtslos offenbarte.

Ebenso war auch an dem innern Menschen nichts Exceptionelles wahrzunehmen. Die Zunge war geläufig und verrieth frühzeitigen Weltverkehr, jedoch an der weltmännischen Abgeschliffenheit der Form, die an höheren Ständen sogar bei vollständiger Gehaltlosigkeit noch erfreut, war ein sehr fühlbarer Mangel. Seine Durchlaucht hatten bis dahin zu wenig Zeit für gebildeten Umgang übrig gehabt, und waren von Pferden, Jagdhunden und Ballettänzerinnen zu ausschließlich in Anspruch genommen gewesen, so daß nur die ungenirte, hohe Sicherheit, ja Dreistigkeit, den Menschen entgegenzutreten, das einzige Merkmal des grand seigneur war.

An den inhaltlosen Plaudereien, welche derartige Besuche zu eröffnen pflegen und die bis zur Mittags-

tafel dauerte, hatte sich Cornelia nur höchst selten, und da nur nothgedrungen betheiligt. Der Fürst, den sie aus den Gesellschaften von Wien kannte, war keine bei ihr beliebte Person. Sie fand ihn fade, nichtssagend, gleichgültig, er ward ihr aber erst unausstehlich, seit er sich auf einem Balle des vergangenen Winters besonders viel um sie gekümmert und ihr mit einer auf keinen Rückzug bedachten, dareinfahrenden Siegesgewißheit die Cour gemacht hatte. Die Gleichgültigkeit steigerte sich zur Aversion.

Man begab sich endlich zur Tafel, die im Freien abgehalten wurde. Der Fürst bot Cornelia den Arm, während der Graf seine Aufnahme bei Seite beobachtete. Die Comtesse überlieferte sich ihm mit aller Passivität. Unterwegs sagte er mit Nonchalance:

„Hab' ich Sie nicht zum letzten Mal beim Baron Schönwald zu Tisch geführt?"

„Ich war nie in diesem Hause," erwiderte Cornelia. „Es ist aber Ihrem Gedächtniß nicht zuzumuthen, daß Sie sich solche Bagatellen merken."

„Bagatellen!" rief der Fürst, sein steifes Schnurbärtchen streichelnd, mit galanter Entrüstung. „Sie

scheinen gar nicht zu ahnen, welchen fabelhaften Eindruck Sie auf mein armes Herz gemacht haben."

Cornelia beantwortete diese Tirade mit eiskalten Mienen, indem sie sich auf den ihr bestimmten Platz neben den Fürsten setzte.

Kronenburg hatte nicht die leiseste Ahnung, welchen Widerwillen er in immer steigendem Maaße einflößte, während er die Speisen, bei steter Betheiligung an allen ringsum geführten Gesprächen, mit bestem Appetit und bestem Humor verzehrte. Auch Cornelia war sehr lebhaft, weit lebhafter, als es ihre Art war, nur daß sie ihre Conversation sehr selten und wo es kaum zu umgehen war, an den Fürsten richtete. Dieses Benehmen hatte übrigens nichts Auffallendes, außer für den Vater, der die Tochter entweder besser kannte, oder besser beobachtete. Nach kaum aufgehobener Tafel war aber Cornelia plötzlich verschwunden, ohne daß es eben etwas Aufsehen Erregendes hatte. Als ihr der Vater eine Weile später nachgegangen war, fand er sie auf ihrem Zimmer. Sie stand am Fenster.

„Warum ziehst Du Dich zurück?" fragte er scheinbar gleichgültig, indem er sich auf das Sopha hinstreckte.

„Findest Du es unpassend?" fragte Cornelia verwundert, einen forschenden Blick auf das apathische Gesicht des Staatsmannes werfend, das nicht die geringste Spur innerer Unruhe wiederspiegelte.

„Nicht eben," gab er zur Antwort. „Ich habe sogar geglaubt, daß Du irgend einen Grund dazu hast."

„Mein Gott, welchen?" fragte Coruelia, den Vater offen, aber auch scharf anblickend.

„Bist Du in der Stimmung, etwas Ernstes zu hören?" fragte der Graf.

Sie sah ihn stumm an, wie wenn sie sich auf etwas Peinliches vorbereitete.

„Ich sage etwas Ernstes!" rief der Graf, der die Mienen der Tochter verstanden, mit leichtem Lachen. „Ich führe Dich irre! Es erwartet Dich im Gegentheil die angenehmste Ueberraschung."

„Laß hören!" sagte Cornelia ganz gespannt.

„Der Besuch des Fürsten," hub der Vater an, „kommt mir acht Tage zu früh. Da er aber einmal aus den Wolken zu uns herabgefallen ist, so müssen wir uns in die Umstände fügen. Ich muß mich daher sehr kurz fassen, wiewohl der Gegenstand einer längeren Vorbereitung vielleicht werth gewesen wäre.

Doch streng genommen, ist diese gar nicht nöthig, da die Sache selbst so glänzend und ohne jede Schattenseite ist und sich auf den ersten Blick empfiehlt —"

Er hielt ein wenig inne, indem er Cornelia ansah, die wie eine Bildsäule zuhörte, ehe er fortfuhr:

„Hugo, der Dich in diesem Winter kennen gelernt, hat seinem Vater den großen Eindruck, den Du auf ihn hervorgebracht, geschildert und der alte Fürst hat im vollsten Einverständniß mit seinem Sohne sich in letzter Zeit in einem Schreiben an mich gewendet und darin um Deine Hand für Hugo geworben."

Cornelia bewegte sich nicht, war aber bleich geworden.

„Du sagst Nichts, mein Kind?" sprach der Graf.

„Ich will zuvor hören," erwiderte die Tochter, was Du dem alten Fürsten geantwortet."

„Du willst erst von mir erfahren," sagte der Graf, „was so auf platter Hand liegt? Hugo ist ein liebenswürdiger junger Mann, einer der ersten Namen des Kaiserthums, ein Krösus und in Dich wahnsinnig verliebt. Die Heirath findet in den Kronenburg verwandten Kreisen den größten Anklang und ich sehe nicht ein, warum ich hätte zögern sollen, Dir eine,

selbst von allen Deinesgleichen beneidete Stellung zu sichern und Dich zu einer der ersten Damen der Monarchie zu erheben."

„Niemals!" rief Cornelia mit einer heftigen Handbewegung.

„So antwortet man nicht," versetzte der Graf in einem sanft zurechtweisenden Tone. „Und wenn man verblendet genug wäre, eine solche Antwort zu finden, so sollte dieselbe aus langer, reifer Ueberlegung hervorgegangen sein. Einem so raschen Entschlusse kann nur kindischer Eigensinn zu Grunde liegen."

„Ich hätte geglaubt," erwiderte Cornelia mit großen Thränen in den Augen, „daß Du mich mehr liebtest!"

„Ist es nicht der höchste Beweis von Liebe," erwiderte der Vater, „daß ich die höchsten Güter und alle Ehren der Welt auf Dein Haupt häufen will? Ich hoffe, Du wirst zur Vernunft kommen, denn ein Rücktritt von unserer Seite ist kaum möglich, ohne daß ich mich mit einer allmächtigen Familie, der ich auf meiner langen Laufbahn viel schulde, vollständig überwerfe. Jetzt kennst Du die Sachlage und wirst

Dich vorerst gegen Hugo rücksichtsvoller und mit mehr Takt als bisher benehmen."

Er verließ, nachdem er die letzten Worte in einem ungewohnt gebietenden Tone gesprochen, das Zimmer.

Cornelia war außer sich. Dieser Schlag war so unerwartet, so überwältigend gekommen! Nachdem sie eine Zeitlang traurig brütend, zum äußersten Widerstande entschlossen, dagesessen, eilte sie zu Frau Hassenfeld, um ihren Jammer in den Busen ihrer Vertrauten zu ergießen. Frau Hassenfeld, die den jungen Fürsten bei seiner Ankunft kaum gesehen hatte, mußte der Maßstab abgehen, um Corneliens Widerwillen gegen die Parthie zu messen, dennoch stimmte sie, als treue Freundin, blind für Opposition, weil ihr nicht ihr eigenes Gutachten, sondern die Auffassung der Comtesse das Entscheidende schien. Vor der Hand gab sie sich Mühe, das Mädchen zu trösten und ihr die Umstimmung des Grafen in Aussicht zu stellen.

Mitten unter diesen eigentlich fruchtlosen Bemühungen war Koß mit äußerst besorgten Mienen eingetreten.

„Ich habe eben gehört," berichtete er, „daß der ganze Wald, der um den Park liegt, cernirt werden wird. Ein Gensd'arm, der eben vorübergegangen, hat

es mir gesagt. Einige Bauern wollen Jemanden gesehen haben, den man für den Flüchtling hält. Wenn er nun auf seinem Kopf besteht und geht, so giebt's ein Malheur! Ich bitte Sie um Gotteswillen, Frau Hassenfeld, gehen Sie zu ihm hinauf und ersuchen Sie ihn, ja befehlen Sie ihm, zu bleiben! Sonst geht es uns allen an den Kragen!"

Er schoß hinaus, da er im Garten nöthig war.

Dieses Intermezzo brachte in den beiden Damen einen gewaltsamen Gedankenumschwung hervor.

„Gehen Sie sogleich hinauf!" rief Cornelia. „Ich hoffe, er wird nachgeben."

„Ich zweifle nicht," erwiderte die Andere. „Uebrigens haben wir ihn ja unter Schloß und Riegel —"

Sie eilte hinaus.

Als sie den langen Corridor hinabgekommen und im Begriffe war, in den schmalen Seitengang einzubiegen, fand sie daselbst mehrere Schloßdiener mit den Lakaien des angekommenen Fürsten, von der frischen Kühle des Ortes angelockt, sitzen. Um keine Zeit zu verlieren, beschloß sie, da ihr die Gelegenheit günstig schien, diesmal den andern Eingang über die breite steinerne Stiege zu wählen.

Nachdem sie sich den Schlüssel verstohlen verschafft und sich vorsichtig umgesehen, öffnete sie sacht die rostige Eisenthür und sperrte sie wieder hinter sich ab. Sie war den Weg noch nie gegangen und es bedurfte einiger Orientirung, um sich in den weitläufigen öden Räumen zurecht zu finden. Als sie endlich auf einen schmalen düstern Gang getreten war, erkannte sie, daß sie sich an der Stelle befinde, die zu den chinesischen Cabinetten führe, aber auf der entgegengesetzten Seite von der Wendeltreppe aus. Hastig huschte sie den Gang hindurch und kam, nachdem sie noch zwei Zimmerchen durchlaufen hatte, vor der Thür des Flüchtlings an. Sie öffnete sie rasch, ohne die Antwort auf ihr flüchtiges Anklopfen abzuwarten.

Der Flüchtling war nicht in seinem Zimmer.

Frau Hassenfeld blickte um sich, sah aber nirgends weder ein Kleidungsstück, noch sonst einen Gegenstand, welcher den Aufenthalt eines Menschen kennzeichnet. War sie in ein unrechtes Zimmer gerathen? Auch die Bücher lagen nicht mehr auf den Tischen, die dem Gefangengehaltenen zur Unterhaltung hinaufgesendet worden waren und welche sie noch am Morgen dort liegen gesehen hatte. Das Zimmer — es war doch

das Zimmer des Flüchtlings — sah dadurch wieder öde und verwaist aus, wie alle daranstoßenden.

„Sollte er fort sein?“ rief Frau Hassenfeld von Schrecken durchfahren, indem sie die Commode öffnete, um nachzusehen, ob nicht darin irgend ein Effekt zurückgeblieben sei, welches auf die Anwesenheit des Vermißten schließen ließe. Die Commode war leer.

„Der Unglückliche!“ rief sie die Hände zusammenschlagend und rathlos rechts und links blickend. „Welche tolle, wahnsinnige Hast in die offene Schlinge zu springen!“

Mit Sturmeseile flog sie den Weg, den sie gekommen war, zu Cornelia wieder zurück, ohne die Zeit zu finden oder es für nöthig zu halten, die eiserne Thüre der steinernen Treppe zuzusperren.

„Er ist fort!“ rief sie, in das Zimmer der Comtesse tretend.

„Wie hat er fortgekonnt?“ rief Cornelia bestürzt.

„Hätte ihn Koß heimlich entlassen — — um ihn los zu werden? —“ fragte Frau Hassenfeld mit Argwohn.

„Er hat uns ja selbst gebeten —“ entgegnete Cornelia.

„Das ist wahr!“ rief Frau Hassenfeld. „Ich bin ganz verwirrt. Wie kann er fortgekommen sein? Fortfliegen kann er nicht — doch halt! Sollte es nicht möglich sein, durch den alten Thurm in den Park hinabzukommen — ich meine durch eines der oberen Fensterchen einen der Bäume zu erreichen —“

„Was weiß ich!“ erwiderte Cornelia tonlos.

„Unmöglich ist es nicht!“ rief Frau Hassenfeld. „Am wenigsten einem Manne, dem die Lage alle Verwegenheit gibt und der auf einer so langen Flucht das Klettern hat üben müssen.“

„Mein Gott!“ rief Cornelia aufseufzend, „was hat ihn getrieben, sich, und uns mit ihm in offenbare Gefahr zu begeben! Ueber mich bricht heute Alles zusammen!“

„Sehen wir uns den Thurm an!“ sagte Frau Hassenfeld, Cornelia an der Hand mitfortziehend.

„Es nützt zwar nichts,“ erwiderte die junge Gräfin zum Mitgehen bereit, „aber man erfährt vielleicht, woran man ist. Welche Sorgen!“

Sie waren ungesehen die steinerne Treppe hinaufgesprungen, nachdem sie jedoch diesmal das Thor wieder zugeschlossen hatten.

Cornelia, die die öden Räume des alten Schlosses noch nie betreten hatte, fühlte sich unheimlich in dem Labyrinth feuchtkalter Gemächer. Das im Niedergange begriffene Sonnenlicht durchdrang nur schwach und matt die falben, grauen, mit Staub überklebten Scheiben der altmodisch hoch angebrachten Fenster. Frau Hassenfeld schritt entschlossen voran, die Richtung gegen den Thurm zu führend, Cornelia folgte, zaghaft und ängstlich, wie ein Kind der Mutter im finstern Walde. Da ihr Gemüth ohnehin aufgeregt war, hatte die Phantasie leichtes Spiel. Das Mädchen wurde durch den Widerhall der Schritte, das Knarren der selten geöffneten Thüren und durch unkenntliche Gegenstände, welche halb in tiefem Schatten verhüllt, auf die Lauer sitzenden Unholden glichen, in Schrecken gesetzt.

Sie betraten den Kaisersaal, der sich vor ihnen in eirunder Form großartig und kirchengleich ausdehnte. Hier war es weit heller, doch wenig freundlicher. Der Hauch einer todten Vergangenheit war überall zu spüren und die vielen uralten, aus geschnitzten und vergoldeten Rahmen hervorsehenden Bilder, welche alle Wände bedeckten, gaben dem Orte ein düsteres, melancholisches Leben. Es waren lauter Portraits.

Da hingen Cardinäle, alte Feldherren in Stahl und Eisen, mit Perrücken bedeckte Staatsmänner, vor Jahrhunderten begrabene Aebte. Man sah den Herzog Alba, den König Philipp von Spanien, eine ganze Figur in Harnisch, und den Infanten Don Carlos, ein bleiches, bartloses Gesicht von blödem Ausdruck, mit braunem, kurzgeschnittenem Haar, in einem weißen Wolfspelz und weißen Wams, die Hand am juwelenbesetzten Dolche, ein berühmtes Bild, das durch den Staatsmann Wratislaw von Pernstein nach Böhmen gekommen. In der Mitte des Saales jedoch befand sich Karl der Sechste in übermenschlicher Größe. Der Kaiser, der im Krönungsornate, in der einen Hand den Scepter, in der andern den Reichsapfel, dastand, in spanischer Steifheit und Grandezza, schien den Blick, den Cornelia im Vorübergehen auf seine bleichen Züge geworfen, mit Geisteraugen zu erwidern und die Urenkelin des Mannes, von welchem er eines Tages bewirthet worden, ganz besonders scharf zu fixiren. Das Mädchen blieb unter solchem Eindruck durchfröstelt stehen und sagte, ihre Begleiterin am Arm festhaltend:

„Hier ist es wirklich unheimlich! Rufen wir Koß — er soll uns begleiten!"

„Ja," gab Frau Hassenfeld lächelnd zur Antwort, „einsam und verödet sieht es hier aus, aber was weiter?"

In diesem Augenblicke war es Beiden, als ob sich das Bild des Kaisers ein wenig bewegt und ein leises Geräusch an der Mauer verursacht hätte. Cornelia zog mit einer zuckenden Bewegung ihre Hand am Arm ihrer Freundin, die selbst stutzte, fester zusammen, aber ehe noch eine von ihnen zu Worte gekommen, fing schon das Bild sich perpendikulär von rechts nach links zu verschieben an und eine Mannesgestalt sprang hinter demselben hervor.

Cornelia stieß einen Schrei aus, während die Gestalt unter dem Bilde stehen blieb, ohne sich vorwärts zu wagen, und in einem freundlichen, sich entschuldigenden Tone sprach:

„Erschrecken Sie nicht! Ich bin es — der von Ihnen Gerettete! Ich bin —"

„Was treiben Sie für Possen!" unterbrach ihn Frau Hassenfeld, die den Flüchtling sogleich erkannt hatte, mit einer Spur von Unwillen.

„Sie sollen Alles hören!“ sprach der Flüchtling, sich auf ein paar Schritte nähernd. „Doch sind wir allein?“

„Sie wollten heimlich fliehen —“ sagte Frau Hassenfeld, seine Frage umgehend, eilig.

„Im Augenblick dachte ich nicht daran,“ sprach der Flüchtling. „Als ich vor einer kleinen halben Stunde auf meinem Zimmer saß, hörte ich Jemanden von einer Seite heraufkommen, von welcher mir bis dahin noch Niemand genaht war. Auf solch einen Fall war ich immer, selbst ohne die Warnungen des alten Koß, gefaßt und so hatte ich mir gegen eine allenfallsige Ueberrumpelung solcher Art einen Schlupfwinkel gesucht, als welcher mir die Nische, welche sich hinter diesem Bilde befindet, vollkommen geeignet erschien. Als ich nun Jemand kommen hörte, raffte ich alle meine Siebensachen zusammen —“

„Der Jemand war ja ich —“ rief Frau Hassenfeld.

„Wie konnte ich das wissen!“ fragte der Flüchtling. Wie, wenn Sie es nicht gewesen wären?“

„Daran habe ich nicht gedacht. Ich schlug den ungewohnten Weg ein, weil der Zugang zur Wendeltreppe nicht frei war. Sie sind ohne Schuld. Sie

haben jedenfalls klug gehandelt und wir verzeihen Ihnen den Schrecken, den Sie uns eingejagt haben."

„Auch für mich war die letzte halbe Stunde keine angenehme," gab der Flüchtling zur Antwort. „Als ich hinter dem Bilde stand und die auch diesem Verstecke näherkommenden Schritte hörte, schlug mir das Herz. Als sich vollends die Saalthüre öffnete, hielt ich mich schon für verloren. Ich dachte an meine Retterinnen, deren edles Werk hinter ihrem Rücken vereitelt wurde ... Da kamen Sie an dem Bilde vorbei, blieben stehen, ich hörte Sie sprechen, erkannte eine der Stimmen und durch einen Riß im kaiserlichen Mantel zuletzt auch die Umrisse einer bekannten Gestalt. Da war mir wieder, als ob mir die beiden Schutzengel auf's Neue erschienen wären, ich mußte hervorspringen und mich zeigen, um zu erfahren, was es vielleicht Ungewohntes gebe? Wo wollen Sie in so später Dämmerung hin? Ist man mir auf der Spur? Was hat Sie schon früher auf mein Zimmer geführt?"

„Ich kam," gab Frau Hassenfeld zur Antwort, „Sie zu warnen, ja Ihnen zu befehlen, ja nicht heute aus diesen Räumen zu gehen. Schloß und Park sind

umstellt, man sucht Sie — man vermuthet Sie in der Nähe."

„Doch wer ist —" rief plötzlich der Flüchtling, auf Cornelia zugehend, die ein paar Schritte hinter ihrer Gesellschafterin stand, in einer Stimmung, die zwischen heimlicher Befriedigung und offener Bestürzung über die unerwartete Begegnung schwankte. „Doch, wie kann ich fragen!" rief er, als er näher getreten war und dem Mädchen in die Augen geschaut hatte.

„Fräulein Anna," sagte Frau Hassenfeld ziemlich verlegen, „die Tochter des gräflichen Verwalters. Sie ist unverhofft eben wieder zurückgekommen —"

„So sehe ich Sie doch wieder!" rief der junge Mann. „Was mir Niemand versprechen konnte, bringt mir ein Zufall entgegen. Ja, Sie sind es, ich erkenne Sie! Es ist dasselbe Bild, das begeisterte Dankbarkeit meiner Seele für alle Zeiten eingeprägt hat, Zug für Zug — nicht nur ein schönes Phantasiegebilde —"

„Es ist wie eine Bestimmung," sprach Cornelia, die das Zufällige des Zusammentreffens betonen und an die Spitze des weitern Gesprächs stellen zu müssen glaubte, „daß ich Sie nur mit einer erschütternden Ueberraschung, wie damals im Walde, so heute in

einer beinahe phantastischen Situation erblicken soll! Wir waren überzeugt — denn was ließ sich anderes annehmen — daß Sie aus einer unbegreiflichen Ungeduld eine Wagethat ausgeführt und durch den alten Thurm sich in's Weite geflüchtet hätten. Es ist zum Glücke eine leere Angst gewesen —" sie stockte, gern hätte sie die letzten Worte zurückgenommen und in einer mehr verflachten Fassung wiedergebracht.

„Könnten Sie es mir übel nehmen," sprach der Flüchtling, „wenn ich eines Tages wie ein Dieb davon schliche? Ich habe zwar nicht daran gedacht, sondern meine Abreise offen angekündigt, doch gesetzt, daß ich daran gedacht hätte — wäre ich nicht gerechtfertigt von der Pflicht, die ich habe, meine jungen Wohlthäterinnen von einem endlosen Zustand der Unruhe, einer wahren Verbrecherangst, zu befreien? Aber ich begehe nichts Ueberstürztes! Hoch wie mein Leben steht mir die Rücksicht, Ihre gemeinsame Edelthat vor den geringsten bösen Folgen zu schützen! Mein Leben ist mir zu theuer, um es den Schergen hinzuwerfen, aber ich geizte nicht damit, um mit demselben meine Retterinnen zu decken! Ich habe dies Leben hundertmal auf's Spiel gesetzt, als ich die rebellischen Waffen

ergriffen — und wofür? Für das Allgemeine, zum Theil für einen Haufen mir gleichgiltiger Menschen, die sich heute vielleicht von mir abwenden würden. Ich habe aus jugendlicher Begeisterung für Andere Alles gethan, nichts für mich; ich habe nicht Gewinn, nur Opfer vor Augen gehabt. Diese Jugendbegeisterung würde ich vielleicht heute bereuen und beklagen, wenn ich besiegt und verfolgt nicht Einige gefunden — unter welche Sie gehören. Um dieses kleinen winzigen Häufleins willen ist mein Leben jederzeit wieder feil!"

„Wir wissen, wie sehr Sie Theilnahme verdienen," sagte Frau Hassenfeld, die wie Cornelia von der hochgehenden Stimmung, welche die Worte des Flüchtlings kundgegeben, ergriffen und mit emporgetragen war.

„Es ist seltsam!" rief der Flüchtling im Ton der Verwunderung. „Ich bin hier auf dem Schlosse des Grafen von Thieboldsegg! In der Höhle des Löwen hab ich Unterkunft gefunden! Hier, unter diesem Bilde war ich versteckt. Der Vater der pragmatischen Sanction, die ich anzutasten gewagt, mußte mich verbergen! Ich hoffe, der Stern, der mich begleitet, ist noch nicht erbleicht! Ich werde auf sicheren Boden kommen. Ich werde Ihnen keine Verantwortlichkeit

zurücklassen. Ich kenne die Grundsätze des Grafen, Fräulein," wandte er sich an die Gräfin, „Ihr schönes Mitleid würde der Mann als Verbrechen ansehen! Er würde es nicht Sie allein, sondern selbst Ihren Vater, der in seinem Dienste ist, entgelten lassen — zwar, wenn nichts weiter wäre, für den Verlust vermöchte ich ihn leicht zu entschädigen —"

„Wäre es damit nur abgethan," sagte, um Cornelia zu necken, Frau Hassenfeld mit einem Anfluge von Humor. „Der Graf würde auch dem Revierförster die Heirathsbewilligung, die er ihm gegeben, zurücknehmen. Wie entschädigen Sie Anna für die verlorene Parthie?"

„Führen Sie mich nicht so in Versuchung!" rief der Flüchtling hochhinausathmend, während Cornelia, die an diesem Scherze gar keinen Geschmack verspürte, weil ihr augenblicklich Kronenburg einfiel — ihre Begleiterin betroffen am Kleide zupfte. „Fräulein Anna," fuhr er fort, „was würden Sie sagen?"

„Man müßte sich in die Umstände fügen —" erwiderte Cornelia, zur Antwort gepreßt, um nur etwas zu sagen.

„Sie sind von einer Entschlossenheit," sprach der

Flüchtling, „Sie sagen es in einem Tone, welcher mich schließen läßt, daß Sie kaum eine glückliche Braut sein können.“

„Mein Gott,“ rief Cornelia, von der Wahrheit des Wortes durchbohrt mit leidenschaftlicher Unruhe. „Es wird spät! Wir müssen fort, Frau Hassenfeld!“

Sie eilte an die Saalthür.

„Sie bleiben!“ sagte Frau Hassenfeld. „Ihre Hand darauf!“

„Hier ist sie!“ gab der junge Mann mit schmerzbewegter Stimme zur Antwort. „Ich bleibe und wollte, daß ich nie aus diesem Schlosse herausmüßte und herauskönnte!“

Ende des ersten Bandes.